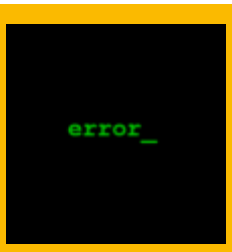
evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Editorial



Fehler und Scheitern

Fehler in Organisationen
Jan-Christoph Horn

Von Fehlern und Scheitern in der katholischen Kirche
Andreas Fritsch

Scheitern aus psychologischer Perspektive
Ralf Lutz

Versuch über das Scheitern
Sibylle Trawöger

Warum greift Gott nicht ein?
Bernd Ruhe

Immunisierung gegen das Scheitern oder ein Fehler: das Autoritätsprinzip?
Bernward Schmidt

Aktuelles Projekt
„Unser Platz ist bei den Menschen“ (Franz Meurer)

Aktuelle Studie
Digitale Communities

Kirche entwickelt sich
Erlebnis Kirche Sankt Johannes Frankfurt-Goldstein

Termine & Berichte
„Der/die Single, das unbekannte Wesen?“

Rezensionen
Der Nachmittag des Christentums
anders, denn Kirche hat Zukunft
Charisma als externe Lösungsenergie

Zu dieser Ausgabe

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Editorial

Dr. Tobias Kläden ist Referent für Evangelisierung und Gesellschaft in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Liebe Leserinnen und Leser!

Fehler zu machen, hat in letzter Zeit eine zunehmend gute Presse. Vielleicht nicht gerade in der Schule, wo die Lehrer:innen nach wie vor auf Fehlersuche gehen bei den Arbeiten der Schüler:innen und davon die Noten abhängig machen. Aber in vielen Organisationen spricht man mittlerweile von Fehlerfreundlichkeit und dass man aus Fehlern lernen kann. Man kann vielleicht sogar einen Trend hin zu einer „Kultur des Scheiterns“ beobachten: In Fuckup-Nights erzählen Unternehmensgründer:innen von beruflichen Misserfolgen; *CVs of failures / Lebensläufe des Scheiterns* berichten über diejenigen Dinge im Lebenslauf, die nicht von Erfolg gekrönt waren. Fehler und Scheitern werden so als notwendige Erfahrungen gesehen, die mitunter der Schlüssel zum Erfolg sein können. Mehr Mut zum Scheitern wird propagiert.

Wird also so aus einem sozialen Makel eine Vorzeigeleistung? Ganz so einfach ist es nicht. Auch wenn es mancherorts als schick angesehen wird, über die eigenen Fehlleistungen zu sprechen, sind Fehler und Scheitern doch oft noch tabuisiert. Die meisten Menschen reden nur ungern über die eigenen Rückschläge und Misserfolge. Es wird auch davor gewarnt, Fehler nun zu glorifizieren oder gar einen Freibrief für Fehler, schlechte Leistung oder Unfähigkeit auszustellen. Immerhin kann man sich wohl darauf einigen, dass ein Unternehmensklima, in dem Angst vor dem Scheitern herrscht, eine lähmende Wirkung entfalten kann und daher verändert werden sollte.

Wir haben verschiedene Autor:innen aus kirchlichen und theologischen Kontexten gebeten, uns ihre Perspektive auf das Thema Fehler und Scheitern zu schildern. Jan-Christoph Horn bietet aus systemtheoretischer Sicht eine Perspektive an, die Fehler nicht als etwas quasi ontologisch Gegebenes ansieht. Sie sind nicht einfach da, sondern entstehen erst durch die Konstruktion eines Beobachters. Die Produktion von Fehlern ist dann geradezu die Bedingung von Veränderung, da ihre Analyse nicht zu einem verstärkten Controlling führen soll, sondern zu mehr Introspektion und organisationsinterner Kommunikation, zum Austausch über Beobachtungen und Unterscheidungen. Andreas Fritsch stellt nüchtern fest, dass es der Organisation von Kirche schwerfällt, eine größere Fehlerfreundlichkeit zu verwirklichen. Damit zusammenhängend sind wirklich disruptive Innovationen im kirchlichen Kontext selten, realistisch sind eher effizienzorientierte, inkrementelle Transformationen. Helfen könnte der Blick auf die Laien als die „wahren Helden einer fehlerfreundlichen Kirchenkultur“.

Die Perspektive des Individuums nimmt Ralf Lutz ein. Aus psychologischer Sicht nennt er Rahmenbedingungen und Strategien im Umgang mit Scheitern. Auch der christliche Glaube kann Potenziale eröffnen: Umkehr und Reframing ermöglichen, Sinn trotz und im Scheitern entdecken lassen und aus Verstrickung und Lähmung befreien. Im Idealfall können Kirchen Orte des heilenden und produktiven Umgangs mit Scheitern eröffnen. Als systematische Theologin weist Sibylle Trawöger darauf hin, dass man dem Scheitern trotz Versuchen, es zu umgehen oder abzufedern, nicht entgehen kann. Es ist ein Widerfahrnis mit großer Bandbreite und hoher Ambivalenz, mit widersprüchlichen und paradoxen Momenten. Es bleibt bei der Gratwanderung zwischen einem Bruch, dem der Metanoia-Aufruf innewohnt, und dem unabwendbaren Abbruch mit dem Tod.

Bernd Ruhe steuert eine biblische Perspektive bei, indem er Fehler und Scheitern im frühjüdischen Buch Judit analysiert, sowohl bei den Israeliten, die im Verlauf ihr Vertrauen auf Gott aufgeben, als auch bei den Vertretern der militanten Großmacht, Nebukadnezzar und Holofernes. Indem Judit die Geschichte ihres Volkes anders deutet, wird sie zur Befreierin aus der Macht des Aggressors. Aus kirchengeschichtlicher Sicht blickt Bernward Schmidt auf das Thema Fehler, nämlich auf die Vorstellung des Unfehlbarkeitsdogmas von 1870, das päpstliche Lehramt mache – unter bestimmten Bedingungen – gerade keine Fehler. Bis heute wirkt so eine „immunisierende“ Ekklesiologie weiter, die es kirchlichen Amtsträgern schwer macht, Fehler einzugestehen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre, die kein Fehler gewesen sein möge!

Ihr

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Fehler in Organisationen

Jan-Christoph Horn ist Pastoralreferent im Bistum Münster, Supervisor, Coach und Organisationsberater.

„Fehler in Organisationen gibt es nicht", beginnt Jan-Christoph Horn seinen Beitrag zugespitzt – um daraufhin darzulegen, dass Fehler aus systemtheoretischer Sicht eine Weise der Betrachtung sind. Ein Plädoyer für eine andere „Fehlerkultur", gerade auch in der Organisation Kirche!

Fehler in Organisationen gibt es nicht.

Das ist für einen Beitrag über Fehler in Organisationen ein interessanter Beginn. Um dem möglicherweise jetzt kommenden Einwand, dass diese Aussage ein Fehler sei, zuvorzukommen, führe ich die Gedanken hinter der Aussage aus und beleuchte ihre praktische Relevanz – auch für die Organisation von Kirche.

Mit dem vorgestellten Verständnis verändert sich nämlich die Weise, den Umgang mit Fehlern in Organisationen zu organisieren: Die Kategorie „Fehler" wird irrelevant für das Gelingen von Organisationen.

1.

Systemtheoretisch gedacht gibt es keine Reproduktion von Prozessen, sondern nur Prozesse der Reproduktion. Als Folge gibt es keine Fehler in einem einwertigen Sinn, als Abweichung von einer vorgefundenen Input-Output-Regel (vgl. Gairing 2017, 92 f.).

Ein Fehler ist kein „Ding", dass irgendwo darauf wartet, gemacht zu sein. Vielmehr entstehen Fehler in dem Moment, in dem man von einem Fehler spricht. Fehler sind die Konstruktion eines Beobachters, kein Strukturmerkmal z. B. einer Organisation. Fehler sind nicht die Folge, sondern die *Erwartung* des Widerspruchs zwischen zwei Zuständen. Womöglich wartet ein Beobachter darauf, dass ein Fehler gemacht wird. Aber das sagt dann mehr über den Beobachter als über seine Beobachtung.

Fehler sind also nur durch Beobachtung existent. Wer weiß, wie viele Fehler wir entdecken würden, wenn wir hinschauten. Aber wir schauen nicht hin und deswegen gibt es die Fehler *als Fehler* nicht. Die Beobachtung ist *vor* dem Fehler, nicht umgekehrt. Das erklärt, warum manche bei einer Beobachtung von einem „Fehler" reden und kritisch gucken und andere über das identische Phänomen voller Begeisterung als „Innovation" sprechen.

Beispiel? Wenn sich Getaufte und Gefirmte versammeln, Wort und Brot miteinander teilen, ja sogar unter sich besprechen, was das Wort der Schrift für sie bedeuten soll, und das Brot dankbar auf Gott hin segnen und seine liebende Verbundenheit darin schmecken, sagen manche „Fehler! Liturgische, sakramentale und amtliche Anmaßung" und andere sprechen von einem theologisch gerechtfertigten Erwachen der Kirche in der Seele der Menschen und an den Orten und Gelegenheiten der Lebenswirklichkeit, in die hinein sich Gott offenbart, inkarniert, schöpferisch und geistlich wirkt. Wer hat Recht? Ziehen wir alle Vor-Annahmen ab, ist es eine unentscheidbare Frage. Eine Frage der Perspektive, eine Frage der Beobachtung.

Also: Fehler sind Beobachtungen in einem Sinn- und Kommunikations- und eben auch Organisations-System, welche nur durch Beobachtung existent sind. Auslöser der Fehler-Wahr(!)nehmung ist eine beobachtete, konstruierte, wortspielerisch formuliert: durch Einbildung ausgebildete Wirklichkeit. Kognitionen erzeugen Wahrheiten, nicht umgekehrt. Fehler sind ein aus einem Erwartungswiderspruch beobachtetes Ereignis, *verstanden* als Fehler. Die Betrachtungsweise lautet: Nicht Systeme erschaffen Fehler, sondern Fehler erschaffen ein System (vgl. von Schlippe/Schweitzer 2016, 102). Es sind überall Fehler, solange ich auf Fehler schaue. Wo jemand sagt: „Das ist ein Fehler!" sei also die Rückfrage erlaubt: „Wer sagt das? Und welchen Sinn ergibt das für dich?"

Dass es Fehler nicht gibt, meint nun nicht, dass Fehler eine Erfindung sind. Nein, Fehler sind Wirklichkeit. Denn wenn etwas als Fehler bezeichnet wird, hat das eine Wirkung, führt zu Folgerungen und Folgen. Die Sinnkonstruktion „Das ist ein Fehler" materialisiert sich – zum Beispiel in Präventions- und Interventionskonzepten angesichts sexuellen Missbrauchs in Kirche und der Organisation des Umgangs mit Sexualität in der Organisation von Kirche insgesamt. Sie materialisiert sich, weil bestimmte Wirkungen in einer Beobachtung im Unterschied zu früher als Fehler bezeichnet werden. Es ist nur eben so, dass die Bezeichnung einer Beobachtung und dass eine Beobachtung überhaupt bezeichnet wird eine Wirkung hat, nicht der beobachtete und bezeichnete Gegenstand als solcher. Deswegen kann man – auch wenn es menschlich/allzu menschlich verständlich ist – auch nicht einfach fordern: „Es soll aufhören", sondern *meine* Unterscheidung: „Sexueller Missbrauch ist ein Fehler" fordert *mich* auf, diesen Unterschied zu materialisieren. Zum Beispiel politisch mit Aufklärung und Protest, emotional mit Wut und Aggression, „handfest" mit Anklagen, Aufklärungsarbeit,

Kirchenaustritt.

Ein verantwortlicher Umgang mit Fehlern in der Wirklichkeit der Wirklichkeit bedeutet, dass jeder Beobachter für die Folgen ihrer und seiner Beobachtung verantwortlich ist, denn man kann Beobachtungen zwar teilen, aber nicht abgeben. Auch nicht die Folgerungen aus Beobachtungen. Alltagssprachlich ist das der Unterschied zwischen einer „Sonntagsrede“ und dass jemand am Montag auch Konsequenzen zeitigt. Wer „A“ sagt, muss halt auch „A“ machen.

2.

Was bedeutet dieses Verständnis für die Arbeit mit und in Organisationen, konkret auch der Organisation von Kirche?

Mit der Hinzunahme der Beobachtung in das Konzept des Fehlers wird jedem ontologischen Gehalt des Verständnisses von Fehlern der Garaus gemacht. Fehler verlieren den Duktus des Vorwurfs oder der Pathologie, denn sie folgen nicht aus der trivialen Verkettung von *Umständen*, sondern entstehen aus einer nicht-trivialen *Verkettung* von Umständen (vgl. von Foerster/Pörksen 2016, 54–59).

Wohin führt es auch, sich mit letztlich kausal-normativen Fragen über Fehler (welche gibt es? Welche sind gut? Welche sind schlecht?) zu beschäftigen? Genau, da kann man es nur falsch machen. Es sei denn, man möchte etwas behaupten. Zum Beispiel sich und die eigene Macht.

Fehler, so verstanden, verlieren ihren schlechten Ruf. Kontinuierliche Fehlerproduktion wird geradezu *Bedingung* von Veränderung. Es wird sinn-voll, mit der Produktion von Fehlern nicht aufzuhören, also Erwartungsunterschiede deutlich zu machen, um diese anders entscheiden zu können. Gut wäre lediglich, nicht immer die gleichen Fehler zu machen, sondern unterschiedliche, überall, breit gestreut. So in etwa: „Kommt, lasst uns neue Fehler machen. Die anderen kennen wir schon.“

Die gerne beschworene „Fehler-Kultur“ in Organisationen ist dann tatsächlich als *Kultur* zu verstehen, als Basisannahme, Prämisse, Voraussetzung: „Wir werden Fehler machen. Und sind darauf angewiesen.“ Fehler kultivieren – darum geht es. Nach dem Sinn der Fehlerkultur in Organisationen gefragt ist jedoch häufiger dies zu hören: „Wir pflegen einen kultivierten Umgang mit Fehlern. Wir verzeihen, wir nehmen Fehler nicht krumm“.

Aus organisationsentwicklerischer Sicht ist das ein Fehler, weil es die „Produktion“ von Fehlern unterminiert. Wo eine Organisation zu solcher Fehler-Kultur einlädt, entsteht vielmehr eine Machtasymmetrie. Denn die Organisation – vertreten durch deren Leitbilder und/oder Führungskräfte, im Falle der Organisation von Kirche zudem durch eine transzendent (mit anderen Worten: undurchsichtig) legitimierte Führung, während immerhin das als „Leitbild“ verstandene biblische Offenbarungswerk nach theologisch heiß umkämpften Diskursen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, mit den verbliebenden Ausnahmen in der amtlichen Auslegung der Schrift, dem „Volk Gottes“ gehört – behält doppelt gesichert die Oberhand: Sie bestimmt, was ein Fehler ist und wie lange und für wen die Erlaubnis gilt, auf diesen Fehler aufmerksam zu machen. Das ist eine toxische Struktur selbstbestätigender Koppelung. Konkret: Wenn freiwillig Engagierte eingeladen sind, sich bei Bedarf an eine Beschwerdestelle der bischöflichen Behörde zu wenden, aber Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Behörde sich erst an den Dienstvorgesetzten wenden sollen, bleibt die Kommunikation über Beobachtungen in Teilen kontrolliert. Was für eine Kultur ist das denn?

Während es im hier vorgestellten Konzept von Fehlern in Organisationen also keine „guten“ oder „schlechten“ Fehler gibt, gibt es durchaus einen differenziert zu betrachtenden *Umgang* mit der Beobachtung von Fehlern in Organisationen. Über Fehler in Organisationen zu reden, kann dabei wenig produktiv sein, sogar gefährlich. Aber das liegt nicht am Fehler und seiner Beobachtung. Sobald Fehler nicht zu mehr konstruktiver Kommunikation in der Organisation führen, sondern zu weniger Konstruktivität und/oder Kommunikation, ist aus der feierlich verkündeten Fehlerkultur ein Machtphänomen geworden. Wenn gewinnt, wer am meisten Fehler benennt, oder verliert, wer Fehler benennt, geht es nicht mehr um Erwartungswidersprüche in der Konstruktion organisationaler, auch kirchlicher, Wirklichkeit. Dann geht es nicht mehr um Fehler als Bedingung einer Rekonstruktion von Sinn, dann geht es um das Falsche, bei dem irgendwer schon gesagt hat, was es sei.

3.

Eine Organisation – auch die Organisation der Kirche – wird also nicht aus der Beobachtung von *Fehlern* etwas lernen, sondern aus der *Beobachtung* von Fehlern (vgl. Kleve/Wirth 2019, 34): Was sind Prämissen einer Beobachtung, an dessen Ende die Bewertung „Fehler!“ steht? Was funktioniert da und sorgt für sich? Im gesicherten Lernraum der Beratung kann, um den Sinn eines Fehlers zu verstehen, dann eine paradoxe Verstärkung geraten sein: „Machen Sie bitte diesen oder jenen Fehler immer wieder.“

Daraufhin beginnt ein aufklärerischer und auch emanzipatorischer Suchprozess. Ziel dessen ist es nicht, Fehler als Problem zu eliminieren – organisationspsychologisch gesprochen: sie abzuwehren –, sondern sie als sinnvolle Lösung für irgendetwas *anderes* zu verstehen. Man muss das Problem erst lieben, bevor es sich lösen lässt.

Fehleranalyse wird weniger Controlling und mehr Introspektion und Interkommunikation sein. Statt „Wie machen wir den Fehler weg?“ stellt sich die Frage: „Wieso sehe ich da einen

Fehler?“ Es gibt keinen Nicht-Sinn, nur Unsinn – als Folge einer Beobachtung. Es gilt, den beobachteten Unsinn zu verstehen, anstatt Fehler zu einem Nicht-Sinn zu erklären. Damit würde man abkürzen. Dabei erweitern Umwege die Ortskenntnis. Beobachtete Fehler lassen sich auch nicht „wegmachen“, weil man nie hinter die gemachte Beobachtung zurückkommt. Es sei denn, man macht den Beobachter weg. Was durchaus geschieht.

Wenn Fehler nicht einfach da sind, sondern entstehen, weil Dinge verknüpft werden, dann lösen sie sich nicht durch Ignoranz oder Tabuisierung auf, sondern durch neue, andere Verknüpfungen. Und es wäre absurd zu meinen, diesen oder jenen Umständen ausgeliefert zu sein. Wenn ich in der Lage bin, einen Fehler zu produzieren, kann ich auch in die Lage kommen, es nicht mehr zu tun.

Die Kommunikation über *Fehler* in Organisationen sollte sich also dergestalt verändern, dass sich die *Kommunikation* über Fehler in Organisationen verändert, ja, die Kommunikation in der, vielmehr *über* die Organisation als Ganzes. Hin zu einem Gespräch zwischen Steuerfrauen und -männern (griechisch *kybernetikos*), die sich über ihre Vorstellungen von Organisation austauschen. Vorstellungen sind Imaginationen und bilden innere Landkarten, die – in Abhängigkeit von Schiffstyp und Wetter – Navigationsimpulse für Steuerung setzen.

In diesem Sinn muss eine Führungskraft in einer Organisation nach dem Aufwachen am Morgen erst einmal schauen, ob die eigene Organisation noch da ist. Damit sind nicht die Aktienkurse, Bürogebäude oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gemeint, sondern die *Konstruktion* der Organisation in den eigenen emotionalen und mentalen Kognitionen.

Angenommen also, ein Bischof wacht morgens auf und denkt sich: „Ab heute brauche ich keinen Dienstwagen, keinen Privatsekretär, keine Hauskapelle und keine Soutane mehr“ – das verändert etwas. Ohne jedweden Kirchenentwicklungsprozess, der sich z. B. die Fehler in der Organisation vornimmt. Solche Prozesse verändern *als Prozess* selbst gar nichts, denn ein Prozess hat kein „Selbst“. Aber veränderte Erfahrungen, die Beobachter machen, können eine Veränderung ihrer Kognitionen bewirken. Gelingende Projekte der Kirchenentwicklung stoßen deswegen die Reflexion emotionaler und mentaler Kognitionen an – die Wahlmöglichkeit, anders entscheiden zu können. Auf diese Weise werden auch „Fehler“ nicht *im System*, sondern *als System* bearbeitet.

Die Beobachtung eines Fehlers in Organisationen hängt schließlich auch vom *Kontext* der Beobachtung ab. Etwas Identisches kann hier richtig und da falsch sein. Man denke an einen Menschen mit Stärken und Schwächen, die nur bezeichnet werden können durch einen Kontext, in dem sich diese zeigen: Ein konzeptionell denkender Mensch, der komplexe Zusammenhänge sprachlich abbilden kann, wird sich in die Erstellung eines Katechesekonzepts anders (besser?) einbringen als in das Bierzapfen auf dem Gemeindefest nach 22 Uhr. Zur Bewältigung vermeintlicher Fehler ist die Ordnung der Kontexte, in denen Fehler (angeblich) auftreten, also sinnvoll. Sinnvoller, als benannten Menschen als „leider nicht brauchbar“ auszugrenzen. Die Organisation von Kirche war jedoch nicht immer kontextsensibel – ist nur eine Beobachtung …

4.

Eine erwartbare Anfrage an das vorgetragene Konzept von „Fehler“ gehört geklärt: Was ist mit Entscheidungen, die einen entscheidenden Unterschied gemacht haben und *später* als Fehler bezeichnet werden? Ich kann jemand töten (… missbrauchen, ohnmächtig machen, nicht zur Ordination zulassen …) und später sagen: „Heute erkenne ich an, dass meine damaligen Konstruktionen von Beobachtungen bestimmt waren, die ich heute anders tätige und weswegen ich zu anderen Entscheidungen komme.“ Aber die damalige Entscheidung hatte in der Folge eine Wirkung auf autopoetische Kreisläufe, deren Selbstproduktion durch eine Intervention nachhaltig verändert wurde. Meint: Menschen sind tot, missbraucht, traumatisiert, beschämt, um eine bestimmte Berufsbiographie gebracht. Nicht, weil das jemand bewusst wollte, aber weil ein Handeln A in einem Handlungskreis B einen Unterschied gemacht hat.

Wenn sich ein Bischof also nachträglich zu seinen Fehlern in der Personalführung bekennt und bei den Opfern sexualisierter Gewalt entschuldigt, verändert das noch lange nicht die Selbstproduktion der Opfer als Opfer. Freilich *kann* es einen Unterschied machen, weswegen wohl jede Entschuldigung besser ist als keine. Aber es ist nicht kausal gesetzt, dass es damit erledigt ist. Oder wenn sich Frauen, denen sich eine priesterlich-zölibatäre Lebensform für sich geistlich erschließt, oder sich nach einer Lebens- und Liebespartnerschaft sehnsuchtsvoll sehnende Priestermänner zu anderen christlichen Kirchen hin orientieren und es dann heißt: „Unsere bisherige Dogmatik war ein Fehler“, kommen diese Frauen und Männer nicht zwangsläufig zurück, weil sich ihre Sinnproduktion an einer früheren Stelle von der damaligen Kirche entkoppelt hat.

Heißt: Fehler als konstruierte Beobachtungen zu verstehen ist *zeitlos*, die Wirkung aber immer in Zeit, Personen, Regeln, Organisationen *eingebunden*. Was passiert ist, ist passiert. Wenn sich ein Bischof Opfern sexualisierter Gewalt gegenüber nicht länger als Opfer der Umstände bezeichnet, sondern die Bedeutung der geschehenen Tat integriert, wird die Sinnkonstruktion „Fehler“ oder „nicht (mein) Fehler“ ergänzt. Sie wird um eine *neue Beobachtung* erweitert. Dem entspricht, dass sich Opfer sexualisierter Gewalt keine Zeitreise vor die erlebte Tat wünschen und den heutigen Führungskräften nicht den Tod, sondern dass etwas gelernt und aus dem Gelernten gehandelt wird. Keine Fehler zu machen, bleibt keine Alternative, aber aus den Fehlern nichts zu machen auch nicht.

Es gibt eine geistliche Entsprechung: Im biblischen Schöpfungshymnus wird erzählt, wie Gott Unterschiede bezeichnet. Von dieser Geschichte des Anfangs aus lesen wir in der ganzen Bibel, dass die Geschichte der Menschen mit Gott einer fortwährenden Ausgleichsbewegung im Gefolge dieser einmal getroffenen Unterschiede gleicht. Diese Ausgleichsbewegungen lassen sich in der Kirchengeschichte weiterverfolgen und sollten auch die Organisation von Kirche unserer Tage auszeichnen. Nicht nur auf Jahrhunderte oder Dekaden bezogen, sondern all-täglich.

5.

Fehler, die man beobachtet, können also Anstoß für Veränderung sein. Missverstanden wäre es, wenn man dabei nach dem *Gegenteil* des Fehlers sucht. Vielmehr gilt es – im Rückgriff auf das Formenkalkül von George Spencer Brown –, nach dem Sinn der Konstruktion des Fehlers zu schauen, also die Einheit der Unterscheidung zwischen Fehler und Nicht-Fehler sichtbar zu machen, den Zusammenhang dessen, in dem ein Beobachter dann sagt: „Und *so* ist es richtig." Sinnbildlich kann man sich vorstellen, mit der Autorin oder dem Autor des Stücks zu sprechen, das als Dialog zweier Positionen auf der Bühne gespielt wird. Es kennzeichnet systemisches Denken, dass die Auflösung von A nicht Nicht-A ist. Mehr Nicht-A reproduziert, ja, stabilisiert vielmehr A, obwohl es das Gegenteil ist (vgl. von Schlippe/Schweitzer 2016, 108).

Beispiele: Eine Theologie der Freiheit des Menschen braucht Schuld als Bedingung der Rede von Freiheit, die Schuld überwinden möchte. Und wer über Fehler in Organisationen nicht mehr reden möchte, muss aufhören, darüber zu reden, nicht mehr über Fehler in Organisationen reden zu mögen. Auch progressiv denkende Kritikerinnen und Kritiker feudal-absolutistischer Kirchenkultur *stabilisieren* ein Fehlersystem, dessen Auflösung sie erhoffen, wenn sie immer wieder konsternieren: „Die Fehler in der Organisation von Kirche sind diese und jene." Gleiches gilt natürlich im kirchenpolitisch umgekehrten Fall. Deswegen läuft der Synodale Weg so, wie er läuft: Weil jeder Beobachter nur die eigenen Beobachtungen reproduziert, etabliert sich das Richtige als das Gegenteil des Falschen. Es wird gesetzt, dass ein Problem „da war" und nicht durch eine Beobachtung – die auch eine andere hätte sein können – entstanden ist. Der Weg, dieses Paradox durch geistliche Unterscheidungsmethoden zu lösen, ist auch aus systemischer Sicht gewinnend und die Ähnlichkeit der theologischen Grundierung dieses Tuns in Trinitätslehre, Pneumatologie und Ekklesiologie mit dem systemischen Denken interessant (siehe dazu meine Überlegungen in Horn 2022). Dieser Weg wird gelingen, wenn die geistliche Unterscheidung nicht nur als *Methode*, sondern als *Instrument der Selbstaufklärung* verstanden wird: „Beobachte deine Unterscheidungen. Entdecke andere Unterscheidungen. Das hat dein System dann bereits verändert."

6.

Fehler in Organisationen gibt es nicht. Fehler sind kein Zustand, sondern sie ereignen sich. Sie sind Wirkung in Folge einer Beobachtung.

Ich möchte einladen, im Zugehen auf Fehler in Organisationen einwertige Lösungen – eine Sache kann nur *eine* Sache sein – fallen zu lassen. Die Frage, was Wahrheit ist, und der Geist, der weht, wo er will, öffnen geistlich-theologisch den Raum dafür.

Da, wo sich Beobachter über ihre Beobachtungen austauschen, ist der produktive Umgang mit „Fehlern" in Organisationen grundgelegt. Er ist auch der Organisation von Kirche zu wünschen. Das wäre kein Fehler.

Literatur

Gairing, Fritz, Organisationsentwicklung. Geschichte – Konzepte – Praxis, Stuttgart 2017.

Horn, Jan-Christoph, Ein Dialog über die Kirche. Systemtheorie, Konstruktivismus und Ignatianische Spiritualität, in: Stimmen der Zeit 147 (3/2022) 177–186 (abgerufen am 21.12.2022).

Kleve, Heike/Wirth, Jan, Die Ermöglichungsprofession. 69 Leuchtfeuer für systemisches Arbeiten, Heidelberg 2019.

von Foerster, Heinz/Pörksen, Bernhard, Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, Heidelberg [11]2016.

von Schlippe, Arist/Schweitzer, Jochen, Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung, Göttingen 2016.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Von Fehlern und Scheitern in der katholischen Kirche

Fehlerfreundliche Kultur in einer etablierten Organisation

Andreas Fritsch ist Assistent des Generalvikars im Erzbistum Berlin. Er hat lange Jahre Leitungstätigkeit im Kontext Pastoralentwicklung ausgeübt.

Aus organisationsentwicklerischer Perspektive wirft Andreas Fritsch einen nüchternen Blick auf die Fehlerkultur im kirchlichen Kontext. Seine These ist, dass dort faktisch die inkrementelle bzw. effizienzorientierte Transformation vorherrscht und dass die flächendeckende Einführung disruptiver Innovation wahrscheinlich unrealistisch ist. Dennoch ist natürlich das Aufbrechen von Pfadabhängigkeiten möglich. Wichtig ist in jedem Fall die Vorbildfunktion und Verantwortungsübernahme der Führungspersonen, aber auch das Vertrauen auf die Kompetenz der Laien bzw. Amateure.

Eigentlich ist zum Thema Fehler und Scheitern alles gesagt – auch in Kirche. Viele kluge Köpfe haben das Thema sowohl psychologisch wie auch pastoraltheologisch, pastoralpraktisch und organisationsentwicklerisch bedacht, Tools für eine fehlerfreundlichere Kultur in Kirche entwickelt, entsprechende Instrumente eingeführt, und doch bleibt ein fader Beigeschmack. So richtig will uns Fehlerfreundlichkeit in Kirche nicht gelingen.

Dieser Beitrag wirft einen Blick auf die Realität der Organisation katholische Kirche, wie sie der Autor in den vergangenen Jahrzehnten kennengelernt hat, benennt exemplarisch Faktoren und Hindernisse des Gelingens und formuliert Erwartungen und Anforderungen, die Kirche zu einem fehlerfreundlicheren Ort machen würden. Hierzu die Realität in aller Deutlichkeit zu benennen, ist zwingend – unter dem geht es nicht.

Ausgangslage

Seit einigen Jahren wird das Thema Fehlerfreundlichkeit und damit verbunden die Entwicklung einer veränderten Unternehmenskultur auch im kirchlichen Kontext verstärkt in den Blick genommen. Die systematische Einführung von Feedbackinstrumenten, Mitarbeiterjahresgesprächen etc. ist Ausdruck dieses Bemühens.

Eine ehrliche Bilanz wird in weiten Teilen zu dem Ergebnis kommen, dass Kirche, sagen wir in den letzten zehn Jahren, weder als ein fehlerfreundlicheres System wahrgenommen wird noch in nennenswertem Umfang Messgrößen erkennbar sind, die dies objektiv bestätigen.

Eindrücklich in vielfacher Hinsicht ist die Übernahme von Verantwortung und das Eingeständnis von Fehlern im Kontext des Missbrauchsskandals in der katholischen Kirche. Dieses kommt Verantwortungsträgern oftmals nur schwer über die Lippen, und die persönliche Verantwortung wird hierbei eher relativiert.

Ein weiteres Indiz für eine mangelhafte Fehlerkultur ist die Erfahrung, dass Fehler selten offen angesprochen werden, Verantwortung hierfür anderen zugeschrieben und eine offene Kommunikation mit Leitung hierüber tunlichst vermieden wird. Dieses Verhalten ist im System Kirche erlernt, da immer wieder die Erfahrung gemacht wird respektive zu beobachten ist, dass Fehler im Regelfall eben nicht als Lernchance, sondern als persönliches Versagen gedeutet werden.

Schaut man auf die kirchliche Realität heute, finden sich vor allem Appelle zum Thema einer gelingenden Transformation hin zu einer fehlerfreundlichen Kultur. Die vorgeschlagenen Instrumente sind seit Jahren dieselben: die Verwirklichung des Prinzips von *trial and error*, der Aufruf, mehr Experimente zu wagen, die Einführung einer intensiven Feedback-Kultur bis hin zur Etablierung von Beschwerdemanagementsystemen und die Bereitstellung von Ressourcen für neue Wege der Pastoral. Mich ermüden solche Aufrufe und Impulse zusehends.

Mich interessiert der Blick dahinter: Warum gelingt es uns nicht, all das Wissen, das wir zum Thema Fehler und Scheitern haben, in gute Praxis umzusetzen? Hierzu möchte ich drei Aspekte beitragen, die meiner Ansicht nach den Diskurs weiten und manche bisherigen Ideen relativieren. Es sind Gedanken zum Verhältnis von Profis und Laien, zum Verständnis von Transformation und Überlegungen zum Prinzip der Pfadabhängigkeit und Pfadbrechung.

Fehlerfreundlichkeit

1984 veröffentlichten Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker erstmalig einen Artikel unter der Überschrift „Fehlerfreundlichkeit“. Hierin stellten sie ihre Beobachtungen aus der Natur, vorrangig der Tierwelt dar und legten Schlussfolgerungen vor, weshalb es dem Fortbestand von Tierarten dient, fehlerfreundlich zu agieren, und dass dies in der Natur sozusagen als Instrument zur Weiterentwicklung angelegt ist.

Ihre damalige Definition lautet: „Fehlerfreundlichkeit bedeutet zunächst einmal eine

besondere intensive Hinwendung zu und Beschäftigung mit Abweichungen vom erwarteten Lauf der Dinge. Dies ist eine in der belebten Natur überall anzutreffende Art des Umgangs mit der Wirklichkeit und ihren angenehmen und unangenehmen Überraschungen. Beim Umgang mit ihnen werden Wahrnehmung, Urteilskraft und Reaktionsfähigkeit eingesetzt“ (von Weizsäcker/von Weizsäcker 1984, 168 f.).

Seit dieser Zeit hat das Konzept der Fehlerfreundlichkeit in der Sozialpsychologie ebenso wie in der Organisationsentwicklung Einzug gehalten und gilt heute als *common sense*. Eine Organisation, die sich Fehlerfreundlichkeit auf die Fahnen schreibt, diese lebt und entsprechend handelt, gilt als zukunftsfähiger, besser und gesellschaftlich anerkannter.

Wenn nach Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker die intensive Hinwendung zu und Beschäftigung mit Abweichungen das Instrument der Natur ist, um mit Fehlern umzugehen, dann gilt es zu konstatieren, dass in weiten Teilen kirchlicher Realität gerade die Vermeidung, die Diskreditierung sowie die Sanktionierung von Abweichung das konkrete Handeln beherrscht.

Das Verhältnis von Profis und Amateuren

Der Autor Erik Kessels hat in dem wunderbaren kleinen Büchlein „Fast Pefrekt“ Beispiele von Fehlversuchen und Irrtümern gesammelt, um diese als Inspirationsquelle darzustellen. In einem Abschnitt widmet er sich unter der Überschrift „Triumph der Amateure“ deren besonderer Gabe, mit ihrem Knowhow die Welt zu sehen. „Die Gabe der Amateure ist ihre Naivität. Wer die Regeln nicht kennt, weiß auch nicht, wie man sie bricht. Amateure haben keine Angst vor dem Scheitern“ (Kessels 2018, 43).

Mich erinnert dies an die Aussage, die der heutige Bundesfinanzminister Christian Lindner im Jahr 2019 via Twitter gegenüber der Fridays-for-Future-Bewegung getätigt hat: „Ich finde politisches Engagement von Schülerinnen und Schülern toll. Von Kindern und Jugendlichen kann man aber nicht erwarten, dass sie bereits alle globalen Zusammenhänge, das technisch Sinnvolle und das ökonomisch Machbare sehen. Das ist eine Sache für Profis.“

Im Kontext des Themas Fehler/Scheitern gehen nicht wenige Mitarbeitende in Generalvikariaten/Ordinariaten sowie Hauptberufliche im pastoralen Dienst selbstverständlich davon aus, dass der professionelle Umgang mit Fehlern eine ihrer Kernkompetenzen darstellt. Diese Überzeugung ist geradezu Teil ihrer professionellen Berufsidentität und gründet in der erlernten Fähigkeit zur Reflektion des eigenen beruflichen Handelns, der Auseinandersetzung mit den eigenen Stärken und Schwächen z. B. im Rahmen einer pastoralpsychologischen Qualifizierung sowie der, zumindest in Teilen der genannten Berufsgruppe, vorhandenen Bereitschaft zu regelmäßiger Weiterbildung.

All dies kann hauptberufliche kirchliche Mitarbeitende durchaus dazu befähigen, Fehler zu reflektieren und sich Wissen bzgl. einer fehlerfreundlichen Kultur anzueignen. Es macht Hauptberufliche aber nicht *per se* fehlerfreundlicher oder fehlertoleranter. Vielleicht liegt dies an der von Erik Kessels formulierten Naivität, vielleicht besser: Unbefangenheit, die Hauptberuflichen fehlt oder verloren gegangen ist. Die Konzentration richtet sich zu sehr darauf, Dinge richtig zu machen, das zu tun, was erwartet wird oder von dem man meint, dass es erwartet werden könnte. Gleichzeitig gibt es nicht selten Erfahrungen mit dem System Kirche, dass Fehler nicht toleriert werden, über diese nicht offen gesprochen wird und im Regelfall Fehler eher sanktioniert werden.

Zurück zum Twitter-Zitat von Christian Lindner. Dieser Tweet hat seinerzeit einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Akteurinnen wie Luisa Neubauer und Carla Reemtsma beweisen, dass durchaus Amateure die Zusammenhänge globaler Klimafaktoren beherrschen, konkrete Lösungsschritte entwickeln und gleichermaßen konsequent wie sachkundig Themen einbringen.

Was bedeutet dies für die Rolle und Bedeutung von Amateuren (Laien) in Kirche rund um das Thema Fehlerfreundlichkeit?

Die Laien sind die wahren Helden einer fehlerfreundlichen Kirchenkultur. Sie machen im Regelfall nicht viel Aufhebens um Erfolgsgeschichten, gehen aber genauso souverän mit Misserfolgen und Scheitern um. Noch einmal Erik Kessels: „Sie laufen nicht unbedingt Trends hinterher und können es sich erlauben, im Bereich des extrem Ungewöhnlichen nach dem Großartigen zu suchen – obwohl sie es nicht immer erkennen, wenn sie es gefunden haben“ (Kessels 2018, 43).

Die Aufgabe von Hauptberuflichen bestünde dann darin, zusammen mit Amateuren genau diese Reflexion zu leisten: Welche Faktoren tragen zum Erfolg/Misserfolg bei? Wichtig wird sein, hierbei den Erfolg im Gelingen und im Scheitern denjenigen zu lassen, denen er gebührt. Den Amateuren!

Inkrementelle versus disruptive Transformation

Zur Beantwortung der Frage, warum die Realisierung einer größeren Fehlerfreundlichkeit einer Organisation wie der Kirche schwerfällt, hilft es, sich die Unterscheidung von unterschiedlichen Formen der Innovation und das damit verbundene *Innovator's Dilemma* vor Augen zu führen. Der amerikanische Forscher Clayton M. Christensen unterscheidet drei Arten von Innovation.

1. Effizienz-Innovation = z. B. Verbesserung von Produktion und Vertrieb

2. Inkrementelle (erhaltende) Innovation = ein gutes Produkt/eine gute Dienstleistung besser machen
3. Disruptive Innovation = Transformation eines bestehenden Produktes (einfacher und billiger, so dass es sich mehr und neue Kunden leisten können)

Für etablierte Firmen und Organisationen macht es Sinn, sich auf die inkrementelle Innovation zu konzentrieren. Das, was sich bewährt hat, mache ich nach und nach besser. So agieren wir auch in Kirche regelmäßig: Die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion wird aktualisiert, in den Ferienfreizeiten werden neue pädagogische Ansätze verfolgt, die Liturgie wird zielgruppenspezifisch differenziert, die Öffentlichkeitsarbeit professionalisiert etc. Ich fokussiere mich als Organisation auf das, was ich gut kann, und entwickle dies stetig weiter. Dies Vorgehen ist für Unternehmen logisch und nachvollziehbar. Inkrementelle Innovation kostet vergleichsweise wenig und orientiert sich stark an den Anliegen und Interessen der zentralen Kund*innen. Genauso gehen wir auch in Kirche üblicherweise vor.

Inkrementelle Innovation braucht als Instrument nicht das Prinzip von *trial and error*, noch nicht einmal eine systematische Erfassung und Bearbeitung von Fehlern. Im Wesentlichen reicht ein wacher Blick für das zentrale Portfolio und das Bedürfnis der Stammkundschaft. Es handelt sich eher um eine behutsame, erhaltende Innovation.

Bischöfliche Ordinariate und Generalvikariate setzen in ihren maßgeblichen Strategien auf Effizienz-Innovation. Wie optimiere ich den Einsatz zurückgehender Ressourcen, ist das handlungsleitende Paradigma. Dementsprechend werden Pfarreien vergrößert, Finanzmitteleinsätze angepasst und Immobilienbestände aktualisiert. Effizienz-Innovation erfordert eine Fehlerfreundlichkeit, die sich auf die Verhältnisbestimmung von Aufwand und Ertrag beschränkt.

Folgerichtig gibt es wenig Instrumente und Erfahrungen damit, diese Form der Effizienz-Innovation auf das Thema Fehler/Scheitern hin zu reflektieren. Ich kenne zumindest keine deutsche Diözese, die in den vergangenen Jahren die Schaffung größerer pastoraler Räume als falsch eingeräumt und Pläne entsprechend revidiert hätte. Stattdessen werden diese Entwicklungsschritte nicht selten als alternativlos dargestellt. Diese Metapher fördert sicherlich keine fehlerfreundliche Kultur.

Verfolgt man die kirchenpolitische Diskussion der vergangenen Jahre, so finden sich aktuell verstärkt Beiträge, die von einer notwendigen, grundlegenden Transformationsbedürftigkeit der Kirche sprechen. Nicht nur bestimmte Erscheinungsformen und Angebote der Kirche sind erneuerungsbedürftig, sondern die Kirche als Ganze steht unter Rechtfertigungsdruck und erlebt einen rasanten Relevanzverlust. Die Autorität kirchlicher Amts- und Würdenträger schwindet im gleichen Maße und Tempo, wie Menschen für sich selbst die Autorität in Anspruch nehmen, die Frage nach dem, was Kirche ist und was den katholischen Glauben ausmacht, nach eigenem Ermessen zu beantworten. Dies lässt sich exemplarisch im Prozess des Synodalen Weges beobachten.

Disruptive Innovationen können von Organisationen bestenfalls nur ansatzweise zentral gesteuert oder strukturiert gemanagt werden.

Das *Innovator's Dilemma* liegt laut Christensen darin, dass es aus Sicht einer etablierten Organisation (Kirche) wirtschaftlich keinen Sinn macht, sich der disruptiven Transformation zuzuwenden, da diese zu teuer, zu unsicher und zu wenig an den bisherigen Stammkunden orientiert ist. Durch disruptive Entwicklungen auf dem Markt der entsprechenden Angebote (in unserem Fall der Weltanschauungsmarkt) kann allerdings genau diese disruptive Transformation auf längere Sicht dazu führen, dass sich ein neues Angebot eines Konkurrenten am Markt durchsetzt und die etablierte Organisation Marktanteile verliert. Der zentrale Fehler läge dann darin, sich seines eigenen Knowhows, Wissens und seiner Marktmacht zu sicher zu sein. Mir scheint, dass diese Entwicklung sich derzeit z. B. im Kontext des Themas Tod und Trauer ereignet.

„Alle drei Arten von Innovation sind wichtig und es muss eine Balance geben. Ein Problem ist aber, dass die Effizienz-Innovation die größte Rendite bringt. Das ist hart für die Unternehmen. Denn damit können sie nicht wachsen. Entrepreneurship ist daher ein Backup-Plan für Unternehmen, weil sie sich intern nicht erneuern können. Entrepreneurship bedeutet Versuch und Irrtum und wir haben noch nicht gelernt, wie man das intern machen kann. Auch inkrementelle Innovationen sind wichtig, um den Markt am Laufen zu halten. Nur schaffen sie per Definition kein Wachstum" (Christensen 2020).

Schaut man erneut auf unser Portfolio von Instrumenten hin zu einer fehlerfreundlichen Kirchenkultur, so kann man gemäß diesem Zitat von Christensen diese Instrumente eher der Logik des Entrepreneurship im Kontext der disruptiven Innovation zuordnen.

Zugespitzt formuliert lässt sich daher fragen: Sind unsere Ansätze von Versuch und Irrtum und die Appelle zu Experimentierfreude die falschen Instrumente für die *de facto* vorherrschende inkrementelle bzw. effizienzorientierte Transformation? Und wenn ja, liegt dann darin genau das häufige Scheitern begründet? Als weiteres Indiz für diese These mag gelten, dass in einer großen süddeutschen Diözese mehrere dutzend Stellen für Innovation zur Verfügung stehen, aber nicht abgerufen werden.

Im Sinne der Begriffseinführung von Christine und Ernst Ulrich von Weizsäcker gefragt: Haben wir einen angemessenen Umgang mit der Realität?

Die Konsequenz aus der Unterscheidung der Typen von Innovation und deren Bedeutung im

Kontext des Themas Fehlerfreundlichkeit könnte daher heißen: Hören wir auf, flächendeckend und mit viel Zeit, Energie und Knowhow eine Vorzeigeorganisation beim Thema Fehlerfreundlichkeit werden zu wollen. Wir müssen nicht immer am großen Rad drehen, sondern sollten aus Fehlern im Alltagsgeschäft lernen. Konsequent kleine Schritte gehen und diese reflektieren ist womöglich die erfolgversprechendere Strategie.

Pfadabhängigkeit und Pfaddurchbrechung

Der Begriff Pfadabhängigkeit beschreibt die Tatsache, dass einzelne handelnde Personen, aber auch Organisationen in der Gestaltung ihrer Verfahrenswege nicht vollkommen frei sind. Diese werden im Wesentlichen durch erlernte, bewährte und bekannte Vorgehensweisen bestimmt. Es wird auf ein Verhaltens-Portfolio zurückgegriffen, das sich in der Vergangenheit als hilfreich erwiesen hat.

„Pfadabhängigkeit bedeutet, dass durch frühe Ereignisse und Entscheidungen Maßnahmenpfade geprägt wurden, welche einen bleibenden Einfluss auf nachfolgende Ereignisse und Entscheidungen besitzen“ (Johnson/Scholes/Whittington 2011, 237).

Diese Pfadabhängigkeit gilt auch für Organisationen wie die Kirche.

„Jede Organisation ist ein individuelles Gebilde und verfügt über eigene Traditionen, Werte und Eigenschaften. Diese Bedingungen, seien sie historisch gewachsen oder Ergebnis einer vorübergehenden Konstellation, prägen auch die Art und Weise der Gestaltung von System-Management. Bestimmte, historisch gewachsene oder vom jeweiligen NPO-Typ (Nonprofit Organisation) abhängige Eigenschaften und Merkmale lassen bestimmte strukturelle Lösungen oder Vorgehensweisen (Abläufe, Prozesse) nicht zu oder verlangen ganz bestimmte Lösungen und schließen andere von vorne herein aus. Diesen individuellen System-Bedingungen hat das Management einer NPO Rechnung zu tragen“ (Gmür/Lichtsteiner/Schwarz 2013, 86).

Dies gilt auch für den Umgang einer Organisation mit dem Thema Fehler/Scheitern. Wie bereits oben erwähnt, gibt es erlernte Verhaltensweisen, wie mit Fehlern im System Kirche umgegangen wird. Diese tradieren sich, unabhängig davon, ob sie angemessen und zielführend sind.

Zur Gefahr für die Zukunft einer Organisation wird diese Pfadabhängigkeit dann, wenn der erhöhten Veränderungsdynamik des Umfeldes mit den immer gleichen Strategien begegnet wird. So entsteht eine immer größere strategische Drift, die die Gefahren der Pfadabhängigkeit deutlich macht. „Ebenso können pfadabhängige Fähigkeiten, die tief in der Vergangenheit verwurzelt sind, immer starrer innerhalb einer Organisation werden. Pfadabhängigkeit wird manchmal als ‚Furchen in einer Straße‘ beschrieben. Mit jedem Wagen, der darüber rollt, werden sie tiefer und tiefer“ (Johnson/Scholes/Whittington 2011, 241).

Für den Themenbereich Fehler/Scheitern kann dies zur Folge haben, dass Anspruch und Wirklichkeit der Organisation immer weiter auseinandergehen, Mitarbeitende wahrnehmen, dass anderen Organisationen der Umgang mit Fehlern besser gelingt, Bewerbende sich eben nicht für einen Arbeitsplatz bei Kirche entscheiden. So konstatierte eine Fachkollegin, die in ihrem Fachgebiet in eine kommunale Einrichtung wechselte, dass sie dort so viel Wertschätzung, Anerkennung und Feedback erfahren hat wie noch nie.

Mit dem Begriff der Pfadkreation bzw. Pfadbrechung wird demgegenüber in jüngster Zeit versucht darzustellen, dass trotz dieser Gefahr einer größer werdenden Pfadabhängigkeit die Möglichkeit besteht, diese bewusst zu durchbrechen und die strategische Drift zu verringern.

Garud und Karnøe sprechen im Konzept der Pfadkreation Akteuren die Möglichkeit und Fähigkeit zu, eine absichtsvolle Abweichung *(mindful deviation)* von bisherigen Pfaden vornehmen zu können, um besser auf veränderte Rahmenbedingungen reagieren zu können. „Entrepreneurs may intentionally deviate from existing artifacts and relevance structures, fully aware they may be creating inefficiencies in the present, but also aware that such steps are required to create new futures. Such a process of mindful deviation lies at the heart of path creation“ (Garud/Karnøe 2001, 6).

Die Aufgabe, Verantwortung und die Möglichkeit, solche absichtsvollen Abweichungen beim Thema Fehlerfreundlichkeit zu initiieren, hierzu zu ermutigen und diese auch gegen Widerstand durchzusetzen, liegt bei Leitungsverantwortlichen.

Hier gilt es, persönlich voranzugehen und beispielgebend zu handeln. Der Chef/die Chefin muss eigene Fehler (öffentlich) eingestehen, Mitarbeitenden glaubhaft vorleben, dass Fehler zur Arbeit dazugehören, und für sich selbst Räume der persönlichen Fehlerreflexion schaffen.

Was wir könnten, wenn wir wollten

Die drei entfalteten Aspekte geben wesentliche Hinweise für eine veränderte Fehlerkultur in Kirche.

Wir vertrauen auf die Kompetenz der Laien auch im Kontext des Themas Fehler und Scheitern, wir wählen die unserer Situation und Organisationsform angemessenen Instrumente und machen nur diejenigen zu Führungsverantwortlichen, die in der Lage und bereit sind, selbst Vorbilder einer veränderten Fehlerkultur zu sein oder zu werden.

So banal sich dies anhört, so herausfordernd wird es in der Praxis sein. Was hier, wie so oft, hilft, ist ein gutes Maß an Demut und Bescheidenheit, gepaart mit dem festen Willen zur Veränderung und der Bereitschaft, nicht auf andere zu warten, sondern selbst den ersten

Literatur

Christensen, Clayton, The Innovator’s Dilemma, München 2013.

Christensen, Clayton, Management-Experte Clayton Christensen ist verstorben (Interview von Bärbel Schwertfeger), 2020 (abgerufen am 15.12.2022).

Garud, Raghu/Karnøe, Peter, Path Dependence and Creation, New York 2001.

Gmür, Markus/Lichtsteiner, Hans/Schwarz, Peter, Das Freiburger Management-Modell für Nonprofit-Organisationen, 7., neu bearb. Aufl., Bern 2013.

Johnson, Gerry/Scholes, Kevan/Whittington, Richard, Strategisches Management. Eine Einführung. Analyse, Entscheidung und Umsetzung. 1., neue Ausg., München 2011.

Kessels, Erik, Fast Pefrekt. Die Kunst, hemmungslos zu scheitern. Wie aus Fehlern Ideen entstehen, Köln ²2018.

von Weizsäcker, Christine/von Weizsäcker, Ernst Ulrich, Fehlerfreundlichkeit, in: Kornwachs, Klaus (Hg.), Offenheit – Zeitlichkeit – Komplexität. Zur Theorie der Offenen Systeme,

Schritt zu gehen – manchmal gegen jede Tradition und Erfahrung. Frankfurt/Main 1984, 167–201.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Scheitern aus psychologischer Perspektive

Moraltheologische und pastoralpsychologische Implikationen

Es ist eine psychologische Binsenweisheit, dass man aus Fehlern lernen kann. Ralf Lutz geht jedoch tiefer und reflektiert aus psychologischer Sicht die Grundlagen und Rahmenbedingungen menschlicher Erfahrungen des Scheiterns. Er zeigt die Potenziale des christlichen Glaubens für einen positiven Umgang damit auf. Orte kirchlicher Pastoral könnten dafür heilende Räume eröffnen.

Dr. Dr. Ralf Lutz ist Theologe und Psychologe. Er nimmt derzeit eine Vertretungsprofessur an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg am Lehrstuhl für Theologische Ethik/Moraltheologie wahr. Lutz beschäftigt sich mit Grundlegungsfragen der theologischen und psychologischen Ethik.

Ziele und Pläne

Der Mensch verfolgt meist viele Pläne und Ziele. Die so unterschiedlichen wie vielfältigen Bestrebungen, die sich in unseren Lebensplänen Ausdruck verschaffen, lassen sich zusammenfassen in dem vielleicht *tiefsten Verlangen des Menschen – nach gelingendem Leben*. Der Mensch ist ein Wesen, das versucht, sein Gelingen zu betreiben. Er ist bestrebt, sein Leben gelingen zu lassen und es auch so zu erleben. Wenn das stimmt, kann er an diesem Bestreben scheitern und kann dahinter zurückbleiben, kann nicht mehr weiterwissen und muss dann neue Orientierung suchen. Da es sich um ein inklusives Ziel handelt, um dessentwillen alle anderen Ziele verfolgt werden, geht es beim Scheitern nie allein um das Nichterreichen einzelner Ziele, sondern immer auch um unsere Identität und unser Dasein im Ganzen, weswegen häufig Erfahrungen des Verlusts von Souveränität gegenüber dem eigenen Leben damit einhergehen (Ch. Kern).

Das hängt natürlich stark von unseren Zielen und Vorstellungen ab, mit denen wir das Gelingen verbinden. Schließlich versteht sich nicht von selbst, was wir unter gelingendem Leben verstehen, ganz im Gegenteil. Und es hängt auch stark von unseren Fähigkeiten im Umgang mit Krisen, Konflikten und Brüchen ab – und unseren Fähigkeiten zur Anpassung an sich verändernde Umstände. Hinter unseren Vorstellungen stehen häufig deutende Kategorien zur Bewertung unserer Ziele, nicht selten spezifische Werte, aber auch bestimmte Modelle und Vorbilder – und viele kulturelle und gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten. Hinter unseren Fähigkeiten zum Umgang mit krisenhaften Situationen, mit denen immer die Möglichkeit des Scheiterns einhergeht, stecken vielfältige Lernerfahrungen, wie wir und unsere Lernmodelle bislang mit vergleichbaren Situationen umgegangen sind – und wie wir meinen, damit am besten umgehen zu sollen. Meist sind damit vielfältige Urteile verbunden, die nach den entsprechenden Maßstäben fragen lassen. Aus welcher Perspektive dann näher qualifiziert wird, ist sehr abhängig von unseren biografischen Erfahrungen und unserem moralischen, existenziellen und religiösen Selbstverständnis. Es geht also auch um (Recht und) Moral, aber nicht allein. Gibt es nicht auch Formen des Scheiterns, die nur indirekt oder zumindest nicht ausschließlich unsere moralischen Kategorien, sondern ästhetische, existentielle oder religiöse Deutungsmuster betreffen?

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Mitunter kann und muss auch die Folie gesellschaftlicher Plausibilitäten infrage gestellt werden, an denen häufig im Rahmen sozialer Vergleiche das (soziale) Gelingen oder Scheitern taxiert wird: Leistung, Vitalität, Status, Ansehen etc. Bestimmte Werte mögen zunächst plausibel erscheinen, aber was ist wirklich erstrebenswert? Sich dieser Frage ab und an auszusetzen, vermag manche Enttäuschung zu ersparen. Aus welchen Quellen schöpfen wir, individuell wie kollektiv, wenn es um die Auswahl und Bewertung von Lebenszielen geht – und an welchen Modellen orientieren wir uns für die Auseinandersetzung mit Erfahrungen des Misslingens und Scheiterns? Je nachdem kann hier eine Quelle von Verzweiflung liegen angesichts des Scheiterns oder können eher die Vorboten eines positiven Wandels erkannt werden, einer Besinnung auf das eigentliche Leben.

Schließlich kann die Brisanz dieser Fragen gerade für kirchlich-institutionelle Kontexte kaum überschätzt werden angesichts der Forderungen nach einer angemessenen Aufarbeitung auch institutionell getragenen Scheiterns gegenüber Schutzbefohlenen – in einem Ausmaß, das lange nicht für möglich gehalten wurde. Dabei müssen zunächst die Fragen nach (rechtlicher und) moralischer Schuld und korrespondierender Verantwortung geklärt werden. Da geht es um personale, aber auch um institutionelle Rechenschaften, die klar zu benennen sind – und Fragen nach Konsequenzen für das eigene Selbstverständnis und die eigene Sendung. Wieviel Wahrheit und Gerechtigkeit, wieviel Solidarität und Aufrichtigkeit und wieviel kritische Einsicht in die eigene institutionell-systemische Verantwortung wäre hier angebracht? Woran nehmen entsprechende Bemühungen Maß? Was wäre hier buchstäblich maßgebend?

Dabei ist auch an die Wirkung unserer Sprache zu erinnern. Wie reden wir über Erfahrungen des Misslingens? Versagen? Fehler? Scheitern? Pech? Misserfolg? Die Konnotationen und Konsequenzen sind jeweils durchaus verschieden. Lohnend ist daher der Verweis auf die etymologische Wurzel des Scheiterns, womit ursprünglich das Ereignis bezeichnet wurde, wenn Schiffe an Felsen oder Hindernissen in ihre Holzbestandteile zerborsten sind (H. Blumenberg). Auch die metaphorische „Schifffahrt des Lebens" kann Schaden nehmen. Wiewohl individuelle Verantwortung adressiert werden muss, ist die Einsicht wichtig, dass wir nicht für jedes Scheitern ausschließlich selbstverantwortlich sind, so als ob man immer auch anders gekonnt hätte. Das käme sonst einer *Hybris des Individuellen* gleich. Scheitern ist auch ein zutiefst *sozial bedingtes Phänomen*. Es gibt *gesellschaftliche und auch institutionell-systemische Hintergründe*, denen wir natürlich nicht einfach ausgeliefert sind, die uns aber zutiefst prägen.

Menschen als Freiheitswesen

Trotz der Möglichkeiten zur kritischen Infragestellung gesellschaftlich-kultureller Kategorien vermeintlichen Erfolgs und damit auch der Möglichkeiten zur Infragestellung vermeintlichen Scheiterns: Die *Erfahrung des Scheiterns gibt es*, weil wir Freiheitswesen sind, die irrtumsanfällig und ambivalent sind, ungeordnete Neigungen haben und uns vielfach täuschen können hinsichtlich des Erfüllungspotentials unserer Ziele. Nicht selten leben wir auf eine Hoffnung oder ein Versprechen hin – ohne zu wissen, ob die Erreichung oder Erfüllung auch hält, was sie verspricht. Wir kennen das alle, wenn sich eine gewisse Ernüchterung breitmacht, wenn sich nach dem Erreichen bestimmter Ziele die erhoffte Erfüllung nicht oder nur sehr abgeschattet einstellt. Die Möglichkeiten zur Umdeutung sind zwar psychologisch gegeben, aber begrenzt, sonst fangen wir irgendwann an, uns selbst und unsere Erfahrungen zu verleugnen – und nehmen uns als Freiheitswesen nicht mehr ernst.

Strategien im Umgang mit dem Scheitern

Aus psychologischer Perspektive bieten sich drei Strategien an, um mit Erfahrungen des Scheiterns umzugehen: (1) überzogene oder unrealistische Ziele und dysfunktionale Mittel zur Zielerreichung zu korrigieren bzw. diese neu an die eigenen Möglichkeiten anzupassen; (2) meine Bewertungsmaßstäbe zu ändern; (3) Erfahrungen des Scheiterns anzunehmen, ihnen eine (neue) Deutung zu geben und sie biografisch zu integrieren, um daraus dann Konsequenzen für deren zukünftige Vermeidung zu ziehen. In aller Regel werden diese Möglichkeiten nicht in Reinform realisiert, sondern als Mischung und in Kombination, mitunter lösen sie sich auch ab. Weitaus am häufigsten ist die erste Strategie, wonach wir bei absehbarem oder bereits realem Nichterreichen unserer Ziele die *Zielwahl verändern* oder zunächst noch daran festhalten und die eingesetzten Mittel zur Zielerreichung zu adaptieren versuchen. Man denke etwa an Fragen der Berufswahl, die Wahl sportlicher Ziele oder Ähnliches. Die zweite Strategie prüft die den Zielen vorausliegenden Werte, also dasjenige, was uns wirklich wichtig ist und die Zielwahl leitet. Auf dieser Ebene sind auch Umdeutungen möglich, in Grenzen, auch nachträglich, wonach etwa das Nichterreichen bestimmter Ziele auf dem Hintergrund der ursprünglichen Wertsetzungen ein Scheitern darstellen mag. Wenn uns aber etwas ganz anderes wichtig erscheint, kann dies das vermeintliche „Scheitern" durchaus relativieren. An einer solchen Hermeneutik des Lebens hängt einiges. An der Art und Weise, wie wir das Leben *verstehen*, hängt u. a. auch, wie wir es *bestehen*. Hier liegen basale psychologisch-existenzielle Zusammenhänge, die für einen konstruktiven Umgang mit Erfahrungen des Scheiterns zentral sind, da sie zumindest potenziell Haltungen ermöglichen, die eher bewältigungsförderlich sind. Dauerrebellion oder Verdrängung dagegen sind ungesund. Die dritte Strategie ist im Allgemeinen durch ein hohes Bewältigungspotenzial gekennzeichnet und nicht selten der Abschluss einer gelungenen Auseinandersetzung mit Erfahrungen des Scheiterns und daher Ausdruck seelischer Gesundheit. Ergebnis ist es, entsprechende Erfahrungen zu einem Teil der Biografie zu machen, der annehmbar ist und der die Gestaltung von Gegenwart (und Zukunft) nicht mehr über Gebühr beeinträchtigt. Die Prozesse, die dazu führen, können schmerzhaft sein, insbesondere bei Projekten von hoher Priorität oder erheblicher Konsequenz, aber sie ermöglichen Zukunft. Die damit verbundenen Fähigkeiten des Sich-nicht-unterkriegen-Lassens und des Wieder-Aufstehens setzen Resilienzpotenziale voraus. Häufige Appelle helfen da übrigens nicht viel, wenn die psychischen Voraussetzungen nicht gegeben sind.

Manchmal hilft es tatsächlich auch, nicht alles so ernst zu nehmen – oder genauer: eine *Relativierung am großen Ganzen des Lebens* vorzunehmen. Das lässt manches, was ehedem als wichtig erschien, in den Hintergrund treten, da das Erleben anderer Werte und Projekte die Relationen untereinander wieder zurechtgerückt hat. In den meisten Fällen dagegen gilt es genau umgekehrt, die Erfahrung des Scheiterns wirklich einmal ernst zu nehmen und die biografischen und sozialen und womöglich auch institutionell-gesellschaftlichen Wurzeln zu ergründen, damit es sich nicht erneut ereignet. Bei Täter-Opfer-Konstellationen kann wechselseitiges Verständnis für die seelische Dynamik, kann die erlebte Reue und kann reale oder symbolische Wiedergutmachung von erheblicher Bedeutung für eine Beziehungsbilanz sein. Oft gar nicht erwartet und daher auch selten gewürdigt korrespondiert mit Erfahrungen des Scheiterns häufig die *Erfahrung der Trauer*. Scheitern kann als *Verlusterfahrung* gelten. Der womöglich endgültige Verlust der mit den ursprünglichen Zielen verbundenen Lebens- und Erlebensmöglichkeiten löst Trauer aus. Diese gilt es zunächst zuzulassen, um die vermeintlich verlorenen Möglichkeiten loszulassen. Letztlich dienen die sich darin artikulierenden Abschiede, ebenso wie die Trauer über den Verlust an Leben, der

psychischen Integration.

So oder so, aus psychologischer Perspektive ist wichtig, dass wir nicht zu viel Angst vor dem Scheitern entwickeln, sonst verlieren wir jeden Mut und unsere Handlungsfähigkeit wird immer mehr eingeschränkt, wir werden gebremst und gelähmt vor lauter Vorsicht. Wir brauchen Mut, uns selbst zu wagen und im Leben etwas auszuprobieren, und können daher ein mögliches Scheitern nicht immer kategorisch ausschließen oder zu vermeiden versuchen. Stattdessen wäre eine *Kultur des Umgangs mit Fehlern* nötig, die bei aller berechtigten Fehlervermeidung mit der Möglichkeit rechnet und kommunizierbare und gangbare Wege bereithält, die Trauer eröffnen, die begleiten, die Wahrhaftigkeit, Einsicht und eine Einordung des Geschehens ermöglichen und die schließlich ermutigen, dem Leben irgendwann wieder zu vertrauen und neue Wege zu gehen. Das genaue Gegenteil sind die immer häufiger zu beobachtenden und meist medial inszenierten Tribunale und Shitstorms, die auf dem öffentlichen Parkett Aufmerksamkeit generieren wollen, aber das vermeintliche oder reale Scheitern und die damit verbundenen Emotionen instrumentalisieren. Von zentraler Bedeutung für eine konstruktive Bewältigung ist daher – trotz eines möglichen Scheiterns –, das Wissen um eine grundsätzliche Anerkennung und Akzeptanz der eigenen Person nicht infrage gestellt zu sehen, die (Selbst-)Achtung im Rahmen unserer sozialen Beziehungen nie ganz zu verlieren. Eine Identitätsgefährdung ist dabei latent immer gegeben.

Nun gibt es wohl auch die umgekehrte Möglichkeit, aus einem Scheitern einen Triumph zu machen (V. E. Frankl), aus einem Scheitern gestärkt hervorzugehen, indem entsprechende Erfahrungen quasi wie ein Sprungbrett verwendet werden, um nach anderen Möglichkeiten der Wertverwirklichung zu suchen. Auch wenn die Gefahr des Heroismus dabei immer mitschwingt, kann doch eine wichtige Einsicht aus dieser humanen Möglichkeit festgehalten werden: *Erfolg ist etwas anderes als Sinn!* Wir mögen an bestimmten Erfolgskriterien „gescheitert“ sein, können aber dennoch die Vorstellung haben, ein sinnvolles Leben zu führen, und der Auffassung sein, dem Leben *dennoch* zumindest partiell einen Sinn abgerungen zu haben. Das kann sehr entlastend sein, setzt allerdings voraus, dass Menschen nach einem solchen Sinn fragen bzw. diesen überhaupt für möglich erachten.

Zum Potenzial des christlichen Glaubens im Umgang mit Scheitern

Spätestens an dieser Stelle soll eine Ahnung davon entstehen, welche Potenziale der christliche Glaube eigentlich zu eröffnen vermag im Umgang mit Erfahrungen des Scheiterns. Auch hier sollen drei mögliche Wege angedeutet werden, deren Leitgedanke der Annahme folgt, dass der christliche Glaube sehr basalen existenziellen Halt ermöglicht – trotz und in Erfahrungen des Souveränitätsverlusts – und damit einen Kontrapunkt gegen panautonomistische Selbstverständnisse zu setzen vermag, die die Selbstkontrolle einseitig favorisieren und mit Erfahrungen des Scheiterns kaum konstruktiv umzugehen vermögen. Ein erster Weg (1) arbeitet mit der *Umkehrung von Werten und Perspektiven*, wie es von Jesus in den Evangelien vielfach berichtet wird. Die *Metanoia*, die Umkehr und Hinwendung zum Eigentlichen, beginnt mit einer Umkehr des Denkens und einer Umkehr der Wahrnehmung, zu der uns Jesus immer wieder anleiten möchte. Der Blickwechsel ist mitunter radikal: Die Kleinen und Unmündigen, die Kinder, die Frauen, die Bedürftigen, die wahrhaft Glaubenden, die Sich-Gebenden sind es, von denen es zu lernen gälte. In der Folge kommt es zu einer Umwendung der ursprünglichen Gelingens- und Misslingenspotenziale. Diese werden vom Kopf auf die Füße gestellt. Psychologisch ist das *Reframing* und *Revaluation*. Der zweite Weg (2), den das Christentum zum Umgang mit Erfahrungen des vermeintlichen und realen Scheiterns bereithält, ist es, *Sinnpotenziale trotz und in allem Scheitern* zu entdecken. Die Dialektik und Ambivalenz von Kreuz und Auferstehung Jesu könnte hier eine Matrix sein. In dem nach irdischen Maßstäben Gescheiterten ist eine tiefe Überwindung von Sinnlosigkeit verborgen, die es im eigenen Leben zu entbergen gälte. Hier dürften sich auch Semantiken zur Deutung der aktuellen kirchlichen Situation finden lassen. Ein möglicher dritter Weg (3) ist schließlich die Ermöglichung von Erfahrungen der *Befreiung aus der Verstrickung und Lähmung* im Scheitern durch Eröffnung von Perspektiven der Hoffnung. Denken wir nur an die enorme Kraft der Liturgie und den Trost des Gebets, Verstrickungen zu öffnen und Fixierungen zu lösen, indem alles dem Altar der Verwandlung und der Gegenwart Gottes anvertraut und ins Universelle hinein geöffnet wird. Solche und ähnliche Erfahrungen können gemeindlich aufgenommen, begleitet und verstärkt werden, bis sie sich selbst tragen und einen Lebenswandel einzuleiten vermögen.

Kirche als Raum eines produktiven Umgangs mit Scheitern: Ein Ausblick

Was bedeuten diese Einsichten aus der Individual- und Lernpsychologie und der Theologie aber für Einzelpersonen und Rollenträger im Kontext kirchlichen und pastoralen Handelns, auch und gerade angesichts der aktuellen Situation der Kirche, und insbesondere, wenn wir sowohl an die vielen lokalen Ortskirchen als auch an die Weltkirche denken? Schließlich haben zahlreiche kirchliche Skandale aus der jüngeren Vergangenheit vor Augen geführt, dass es neben persönlichem Scheitern einzelner Rollen- und Funktionsträger auch institutionelles, im vorliegenden Fall *ekklesiologisches Scheitern* zu geben scheint, wonach strukturelle Gegebenheiten der verfassten Kirche ihrer eigentlichen Sendung, Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes (*Lumen gentium* 1) zu sein, nicht nur nicht entsprochen, sondern diese geradezu ins Gegenteil verkehrt haben.

Für pastorale Kontexte könnte das bedeuten, *Gemeinden als Asylstätten* für all diejenigen zu begreifen, die an eigenen oder fremden Ansprüchen „gescheitert“ sein mögen – und denen

dennoch und gerade deshalb ein „Willkommen!“ entgegengebracht wird. Jesu Nähe zu den vielen vermeintlich Gescheiterten könnte hier Modell und Vorbild sein. Dabei wären auch und gerade diejenigen, die an kirchlichen Vorgaben „gescheitert“ sind – oder diese schon gar nicht mehr zum Gegenstand ihres Strebens machen – angesprochen.

Das heißt freilich nicht, alle Maßstäbe fahren zu lassen; das hat Jesus auch nicht getan. Mancher Anspruch des jüdischen Glaubens wurde durch ihn sogar noch radikalisiert. Alles andere würde den Menschen als Freiheitswesen mit einer offenen Zukunft nicht ernst nehmen, denn dazu gehört es, das Scheitern als Möglichkeit und mitunter auch als Realität und tragischen Ausdruck dieser Freiheit zu begreifen. Letztlich würde man dem Menschen die Würde als Wesen der Freiheit verweigern, wenn jegliches Scheitern wegrationalisiert – oder spiritualisiert – werden würde. Daher dürfen wir nicht fahrlässig oder ungenau werden, sondern müssen die Möglichkeit und Realität des Scheiterns akzeptieren, ihr ins Gesicht schauen und dann gemeinsam nach Wegen der Neuausrichtung suchen – und diese strukturell und institutionell auch einfordern.

Aber Willkommenheißen und Einladen, Annehmen und Begleiten, Bejahen und Aufrichten – von Menschen in und mit ihren Erfahrungen des Scheiterns und ihrer Schuld, wenn denn solche im Spiel sein sollte –, das wären Haltungen, die wenigstens versuchen, erfahrbar zu machen, was im Evangelium heißt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken“ (Mt 11,28). Das ist eine Einladung an alle. Niemand soll sich ausgeschlossen fühlen. Alles Weitere baut auf dieser bedingungslosen Einladung auf. Was wären das für wunderbare Gemeinschaften! Schließlich hat niemand fertige Lösungen, alle sind wir angewiesen auf Neuanfang und Versöhnung. Wo aber sind die kirchlichen Räume, in denen dies emotional „durchgearbeitet“ werden kann – ohne Verurteilung? Wo sind die Räume, in denen Menschen die Erfahrung machen können, ihr Leben in seiner ganzen Ambivalenz anschauen zu können – ohne Angst, sondern unter den liebenden Augen eines Gottes, der nicht relativiert, aber mit offenen Armen empfängt? Solche Räume, sich der Wahrheit des Lebens zu öffnen – im Gespräch, in der Liturgie, im Gebet, in Gemeinschaft – und darin gemeinsam nach den Zukunft eröffnenden Spuren der Verheißung Gottes zu suchen, wären wahrhaft christliche Gemeinde.

Statt allein die Erwartungen an Orthodoxie und Orthopraxie in den Vordergrund zu stellen, so als würden wir immer schon als die „Erlösten“ leben können, die wir theologisch längst sind, wünschte ich mir pastorale Räume in einer Kirche, die mit mir den *Transitus* vom Unerlöstsein zum Erlöstsein mitgeht, die sich mit mir auf die dafür notwendigen befreienden, aber mitunter auch schmerzhaften Lernprozesse einlässt – und dabei auch ihrer eigenen geschichtlichen Gebrochenheiten, ihrem „Scheitern“, ansichtig wird – anstatt die eigenen Anteile zu vertuschen, zu tabuisieren, zu verdrehen, zu bagatellisieren, auf andere zu projizieren, zu rationalisieren und spirituell zu überhöhen. Hier wie dort gilt immer noch: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,32), wenn wir bei uns selbst anfangen.

Es gehört zu den psychologischen Binsenweisheiten, dass man aus Fehlern lernen kann. Aber auch das muss man erstmal lernen, und dafür braucht es Vorbilder und eine Kultur der Anerkennung und eine Kultur des Fehler-machen-Dürfens, die mit Wahrhaftigkeit und Mut, Vergebung und Versöhnung, aber auch mit Einsicht und Verantwortung einhergeht. „Deine Maßstäbe sind womöglich nicht meine“, so könnte eine entsprechende pastorale Haltung vielleicht angedeutet werden, „dennoch sind wir als diejenigen, die gemeinsam auf den Herrn schauen, in einer Gemeinschaft verbunden.“ Immer im Wissen, uns könnte ein Rollenwechsel auch treffen. Und dann kommt es darauf an, in welcher Rolle wir uns wiederfinden: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein!“ (Joh 8,7).

εὐangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Versuch über das Scheitern

Dr. Sibylle Trawöger ist Professorin für Dogmatik am Institut für Systematische Theologie und Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theolo-gischen Fakultät der Universität Graz.

Sibylle Trawöger nähert sich dem Thema des Scheiterns aus ihrer Perspektive als systematische Theologin. Trotz Versuchen, Scheitern abzufedern oder zu umgehen, kann der Radikalität von Erfahrungen des Scheiterns nicht aus dem Weg gegangen werden. Vor dem Hintergrund der Deutung des Scheiterns als Widerfahrnis reflektiert Trawöger die Gratwanderung zwischen Bruch im Leben und Abbruch mit dem Tod.

Hinführung

„Versuche" sind in der Literatur häufig zu finden – Peter Handke etwa hat Werke mit „Versuch über den geglückten Tag" und „Versuch über die Müdigkeit" betitelt. Alain de Botton hat einen „Versuch über die Liebe" und Christian Enzensberger einen „[g]rößere[n] Versuch über den Schmutz" verfasst. Auch vereinzelte theologische Publikationen bezeichnen ihre Ausarbeitungen mit „Versuch". Der „Versuch" im Titel scheint eine Ehrfurcht vor dem zu bearbeitenden Phänomen und das Bewusstsein zum Ausdruck zu bringen, dass sprachliche und rationale Annährungen (aus einer bestimmten Perspektive) ein Phänomen niemals umfassend erfassen können. Gewisse philosophische und theologische Strömungen haben dafür eine besondere Sensibilität entwickelt, wie etwa Posthermeneutik und negative Theologie.

Da ein Versuch über das Scheitern meines Wissens noch nicht vorliegt, habe ich diesen Titel gewählt, um einerseits die LeserInnenerwartung nicht zu überspannen, denn, wie bereits erwähnt, liegt es nicht bloß an der knapp bemessenen Zeichenzahl, ein derartiges Phänomen nicht umfassend bearbeiten zu können. Andererseits kann ich mich mithilfe des Versuchs auch absichern. Ich möchte vermeiden, das Scheitern performativ aufzuführen. Ich versuche also mithilfe des Versuchs, die Möglichkeit des peinlichen Scheiterns beim Schreiben über das Scheitern zu umgehen. Denn ein Versuch kann nicht wirklich scheitern, und falls er es doch tut, dann zumindest abgefedert.

Derartige Vorabklärungen, die dem Scheitern den (harten) Boden entziehen, oder andere (legitime oder illegitime) Absicherungen gegen das Scheitern sind in unserer Zeit gängig. In gewissen Kontexten und unter gewissen Prämissen gehen mit dem Scheitern keine negativen Auswirkungen wie etwa Beschämung, Verlust oder Exklusion einher. Führt beispielsweise ein Fehlverhalten zum Scheitern eines Unternehmens, kann ohne Eingeständnis des Fehlers oder Berichtigung des Sachverhalts ein charmant formuliertes E-Mail darum herumschwindeln helfen, die Schuld nicht auf sich zu nehmen und die von der Information abhängige Person „hängen zu lassen". Derartige Kommunikationsverläufe, die eine Verantwortungsübernahme vermeiden, scheinen in unterschiedlichsten Settings bereits einkalkuliert zu sein und akzeptiert werden zu müssen.

Neben derartigen Verdeckungsmechanismen gibt es aber auch Projekte wie etwa„*CVs of failure*" (vgl. Stefan 2010), die dabei helfen, das Scheitern (oder genauer: gewisse Formen des Scheiterns) gesellschaftlich zu enttabuisieren und einen guten Umgang damit zu finden. Sie zeigen auf, dass Scheitern eine anthropologische Grundkonstante ist und auch diejenigen trifft, bei denen man es auf den ersten Blick nicht vermutet. Auf gesellschaftlicher Ebene kann das explizite Einbeziehen des Scheiterns einen Gegenimpuls darstellen, um den Glanz des Scheines zu entmachten und gängige gesellschaftliche Ideale zu dekonstruieren, die lediglich zur Überforderung führen und die Möglichkeit zu scheitern potenzieren. Ratgeberliteratur lenkt den Blick auch auf die positiven Momente des Scheiterns. So können auf individueller Ebene nach einer Erfahrung des Scheiterns lebenshinderliche Perfektionsansprüche hinterfragt und neue Wege gesucht und eingeschlagen werden, wodurch Persönlichkeitsentfaltung und -entwicklung umfassender stattfinden kann. Der bekannte Leitspruch „Hinfallen, Aufstehen, Krönchen richten, Weitergehen" legt den Schwerpunkt darauf, dass es nach dem Scheitern weitergeht, es nicht einmal das Voranschreiten auf dem eingeschlagenen Weg gefährden muss.

Scheitern als Widerfahrnis

Dennoch, die konkrete Erfahrung des Scheiterns kann auf mehreren Ebenen sehr anspruchsvoll und herausfordernd für den oder die Scheiternde/n sein. Der Moment des Scheiterns, der meist mit einem materiellen oder immateriellen Verlust einhergeht, ist u. a. von Haltlosigkeit und mangelnder Sicherheit geprägt. Scheitern ist ein Paradebeispiel für ein bewusst erlebtes Widerfahrnis. In Anlehnung an die Posthermeneutik von Dieter Mersch kann das Widerfahrnis ganz allgemein wie folgt charakterisiert werden: „Das Widerfahrnis ereignet sich (1) vom anderen her und erscheint (2) im paradoxen Geschehen des Entzugs, welches (3) zur aufmerksamen Wahrnehmung herausfordert und (4) zur Antwort auffordert"

(Trawöger 2019, 105). Grundsätzlich wohnt jedem Moment ein Widerfahrnis inne, doch das Aufgehen in den Routinen des Alltags überdeckt dies oftmals. Das Scheitern hebt nun den Widerfahrnischarakter des Moments deutlich hervor, indem es (*ad* 1) mehr oder weniger plötzlich von außen auf den/die Scheiternde/n trifft. Scheitern passiert meist abrupt. Auch wenn es sich schon länger abzeichnet, dass der eingeschlagene Weg scheitern wird, und auch, wenn die jeweilige Person wesentlich zum Scheitern beiträgt, wird meist erst von einem auf den anderen Moment realisiert, dass man unwiderruflich gescheitert ist. Scheitern ist (*ad* 2) ein paradoxes Geschehen, das nicht sofort einer Interpretation unterzogen werden kann. Es macht Angst, wenn eine Situation nicht einmal mehr mittels gängiger Interpretationsraster kontrolliert werden kann. Die Unverfügbarkeit des Lebens wird im Scheitern unumgänglich wahrnehmbar und erfahrbar. Im Moment des Scheiterns kann die Situation nicht kontrolliert werden und es ist ungewiss, ob es ein „Danach" gibt und ob dieses „Danach" dadurch geprägt ist, dass man einfach wieder aufstehen und weitergehen kann (*ad* 3). Abrupt wird der/die Scheiternde in das „Dass" des Moments katapultiert, mit der Vorahnung, dass (*ad* 4) von ihm/ihr in dieser überfordernden Situation schon bald eine „Antwort" gefordert wird, die womöglich absolut neu gesucht und unausweichlich verantwortet werden muss. Eine Vermeidung von Verantwortungsübernahme ist in vielen Fällen nicht möglich, weil das Scheitern existentiell angeht und zur Rede stellt.

Einige Widerfahrnisse des Scheiterns können nach einer gewissen Zeit durch (neue, eventuell auch mühsam entwickelte) Interpretationen handhabbar gemacht werden oder sie stellen sich gar als Glücksfall dar, da sie den Raum eröffnet haben für andere darauffolgende Widerfahrnisse, die dem Leben eine positive Entwicklung geben. So kann man, eventuell auch ohne den Interpretationsrahmen radikal zu ändern, mit Blick auf das Gesamte gewisser Widerfahrnisabfolgen zum Schluss kommen, dass man erst dadurch dem lebendig gelebten Leben nähergekommen ist. Doch dieser Prozess der Interpretation und des (Um-)Deutens ist ein Prozess, der erst nach dem konkreten Widerfahrnis einsetzen kann, sofern man sich nicht mit einem „Versuch" im Vorfeld absichert und mögliches Scheitern miteinkalkuliert sowie tatsächliches Scheitern abfedert (vgl. zum Scheitern als Prozess auch das „Prozessmodell" von Kern 2022). Adäquate Interpretationen für individuelle oder gesellschaftliche Widerfahrnisse des Scheiterns können in gewissen Fällen als kleine Auferstehungserfahrungen erscheinen, die gängige Einstellungen zum Leben hinterfragen, um zu einem befreiteren Leben im „Hier und Jetzt", also zum „lebendig gelebten Leben" zu kommen. Allerdings: Nicht jedes Scheitern erscheint im positiven Licht, nachdem es in einen passenden Interpretationsrahmen gestellt wurde, es kann sich im Reflexionsprozess sogar als noch tragischer herausstellen, wenn nämlich Deutungs- und Handlungsmuster zutage treten, die das Scheitern und den darauffolgenden, möglicherweise sich als ungünstig erweisenden Projekt- oder Lebensverlauf mit hoher Wahrscheinlichkeit hätten verhindern können.

Allen Absicherungs-, Abfederungs- und Umgehungstendenzen zum Trotz sind Unternehmungen, Projekte und Beziehungen auch dieser radikalen Qualität des Scheiterns ausgesetzt. Scheitern kann neue Möglichkeiten und Wege anzeigen, es kann aber auch ein endgültiges „Nein" oder „Vorbei" aufzeigen. Scheitern kann im Tod enden, es kann aber (eventuell genau über das Moment des Todes) zum lebendig gelebten Leben führen (vgl. im Folgenden die Differenzierung zwischen einem Scheitern, das zum Bruch, und einem Scheitern, das zum Abbruch führt).

Scheitern zwischen Bruch und Abbruch

Eine religiöse und theologische Auseinandersetzung mit dem Scheitern kann und muss die extreme Bandbreite und die Ambivalenz dieses Phänomens (sowie die individuellen Ausgestaltungen des konkreten Scheiterns und der damit verbundenen Herausforderungen) in den Blick nehmen.

Wird Scheitern mit theologischen Abhandlungen zur Sünde in Bezug gestellt, kann die Ambivalenz von Aktiv und Passiv zum Vorschein kommen. Welchen Anteil hat der/die Scheiternde zum eigenen Scheitern beigetragen? Neben diesem Anstoß zur Selbstreflexion kann bei der Betonung des Widerfahrnischarakters des Scheiterns die Gratwanderung zwischen (1) Bruch im Leben und (2) Abbruch mit dem Tod reflektiert werden: (*Ad* 1) Es gibt ein Scheitern, dem der *Metanoia*-Aufruf innewohnt. Dieses Scheitern zwingt zu (teilweise notwendigen) Unterbrechungen bzw. Brüchen, um dem Widerfahrnischarakter des Lebens neue Aufmerksamkeit zu schenken, und ruft zu einem Überdenken und Neugestalten des bisherigen Weges – also zur Umkehr – auf. Die durch das Scheitern hervorgerufenen Unterbrechungen oder Brüche sind letztlich lebensdienlich. Wenn beispielsweise ein Projekt nicht wie geplant funktioniert und schließlich scheitert, es schon lange Zeit eine Belastung für alle Beteiligten darstellte, vielleicht lediglich daran festgehalten wurde, um die damit verbundene finanzielle Sicherheit nicht zu verlieren, so kann nach dem Scheitern des Projektes eine finanzielle Absicherung gefunden werden, die den Fähigkeiten der Beteiligten mehr entspricht und ihnen mehr Freude bringt – dieses Beispiel verdeutlicht, dass über einen leidvollen Umweg, der zur Umkehr aufruft, letztlich das Leben lebendig gelebt werden kann. Der Bruch, den ein Widerfahrnis herbeizwingt, führt nicht zum totalen Abbruch einer Sehnsucht, die im Leben verwirklicht sein will, oder der beruflichen Laufbahn, sondern zu einer Aufforderung, sich neu auszurichten und anhand einer „kleinen Scheitererfahrung" neue Wege wahrzunehmen und einzuschlagen. (*Ad* 2) Scheitern kann aber auch ein unabwendbares Ende bewirken und zum Tod führen. Das Projekt, das gescheitert ist, kann das „Aus" der gesamten beruflichen Laufbahn bedeuten. Gewisse Widerfahrnisse fordern

den/die Scheiternde/n dazu auf, die *„ars moriendi“* zu leben. Scheitern erfordert dann eine Einübung ins Loslassen. Der persönliche Umgang mit derartigen Erfahrungen des Scheiterns zeigt auf, wie mit den Begrenztheiten des Daseins umgegangen, wie der Umgang mit Verlusten kultiviert und wie letztlich die „Einübung ins Sterben als christliche Aufgabe“ (Schockenhoff 2015, 124) persönlich gelebt wird. Um die Radikalität gewisser Scheitererfahrungen nicht zu umgehen, muss das Scheitern mit der Theodizeethematik verknüpft werden. Die theoretische Fragestellung „Wieso lässt der barmherzige, allmächtige und gute Gott Leid und Übel in der Welt zu?“ wird in der Katastrophe des Scheiterwiderfahrnisses zur persönlichen Anfrage, die nach einer in der eigenen Lebenswelt verankerten Antwort verlangt.

Im Symbol des Kreuzes kulminieren (nicht nur) diese analytisch aufgespaltenen Zugänge zum Scheitern. Jesus Christus hat nicht versuchsweise in der Welt gelebt, sondern hat sich radikal auf sie und ihre Widerfahrnisse eingelassen. Das Kreuz erinnert an die Hinrichtung Jesu und den Versuch der Vernichtung der Reich-Gottes-Botschaft. Das „Schon“ des angebrochenen Reich Gottes rückt weit in den Hintergrund und das „Noch-nicht“ wird offensichtlich hervorgehoben. Doch dieses Widerfahrnis bedeutet nicht das Ende – auch das symbolisiert das Kreuz. Es folgen weitere Widerfahrnisse, deren Bezeugungen die ChristInnen dazu veranlassen, auf die Auferstehung zu hoffen und angesichts dessen *metanoia* zu leben.

Auferstehung darf nicht zu vorschnell als bloße Umdeutung eines Scheiterereignisses verzweckt werden. Eine Beschäftigung mit der negativen Theologie hält auch davon ab, die Hoffnung auf Auferstehung über die Ambivalenzen der Scheitererfahrungen zu legen, ohne zuerst den widersprüchlichen und paradoxen Momenten im Scheitern und den darin liegenden theologischen Gehalten ausführlich nachgegangen zu sein.

Die Auferstehungshoffnung geht mit der Hoffnung auf ein Leben in Fülle einher, das bereits im Hier und Jetzt anfanghaft zu finden ist. Sie kann auch mit der Hoffnung auf letztgültige Gerechtigkeit konkretisiert werden, also mit einer endgültigen Gerechtigkeit, die nur Gott unter Aufrichtung all dessen, was in diesem Leben erfahren wurde, schaffen kann. Selbst wenn ein Leben von sehr vielen Scheitererfahrungen geprägt ist, davon nur wenige über einen Bruch und die daraus folgende *metanoia* zum lebendig gelebten Leben im Hier und Jetzt führen (können) und viele Scheiterwiderfahrnisse im Abbruch enden, der Glaube an die Auferstehung wird dadurch nicht irrelevant oder abstrus. Aus der Auferstehungshoffnung heraus kann festgehalten werden: Ein Projekt kann scheitern, eine Unternehmung kann scheitern, eine berufliche Laufbahn kann scheitern, ein Kommunikationsgeschehen kann scheitern, eine Texterstellung oder -lektüre kann scheitern – doch der Glaube an den Gott, der das lebendig gelebte Leben will, sagt uns zu: „Leben“, und sei es auch von noch so vielen Scheitererfahrungen geprägt, kann nicht scheitern!

Literatur

Kern, Christian, Scheitern Raum geben. Theologie für eine postsouveräne Gegenwartskultur, Ostfildern 2022.

Schockenhoff, Eberhard, Den eigenen Tod annehmen. Einstellungen zum Schicksal am Lebensende aus theologisch-ethischer Sicht, in: Theologisch-praktische Quartalschrift 163 (2015) 123–134.

Stefan, Melanie, A CV of failures, in: Nature 468 (2010) 467 (abgerufen am 15.12.2022).

Trawöger, Sibylle, Ästhetik des Performativen und Kontemplation. Zur Relevanz eines kulturwissenschaftlichen Konzepts für die Systematische Theologie, Paderborn 2019.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Warum greift Gott nicht ein?

Fehler und Versagen im Angesicht der Katastrophe im Buch Judit

Vertrauen auf Gott, kein „Kuhhandel“ mit ihm, und beherztes alternatives Handeln durch eine Frau als Handlungskonzepte im Scheitern. So interpretiert Bernd Ruhe das spätbiblische Buch als eine Erzählung, die auch in aktuellen Situationen des Scheiterns Hoffnung macht, weil sie sich in analoger Weise wieder neu ereignen kann.

Dr. Bernd Ruhe ist Theologe und Pfarreibeauftragter in Mörschwil (Sankt Gallen) und Vizepräsident des Bibelwerks St. Gallen.

Das Buch Judit ist eine pseudohistorische Erzählung, die um 100 v. Chr. entstanden ist. Es ist auf Griechisch geschrieben, was auf den hellenistischen Hintergrund seiner Entstehung verweist. Die Geschichte verbindet anachronistisch Räume und Menschen unterschiedlicher Zeiten miteinander. Der neubabylonische König Nebukadnezzar wird als König der assyrischen Hauptstadt Ninive präsentiert. Dabei liegen zwischen der Eroberung des Nordreiches Israel durch die Assyrer und der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier 150 Jahre. Assyrien und Babylon verkörpern jedoch diejenigen Großmächte, die durch ihre grausame Eroberungspolitik Israel massiv zugesetzt und es politisch entmündigt haben.

Inhaltlich ist die Geschichte Israels im Buch Judit bis zum achten Kapitel und dem Auftauchen Judits eine Geschichte des Scheiterns angesichts jener massiven Gewaltverhältnisse. König Nebukadnezzar strebt mit Hilfe seines Feldherrn Holofernes die Weltherrschaft an. Zudem beansprucht er, von allen Menschen als einziger Gott verehrt zu werden. Die bedrohten Völker verweigern Nebukadnezzar zwar zunächst die Gefolgschaft, werden dafür aber dann hart bestraft und schließlich unterworfen. Die Situation spitzt sich zu, als Holofernes mit seinem Heer die Levante erreicht. Auch hier formiert sich zuerst massiver Widerstand und der Siegeszug des Holofernes gerät ins Stocken. Die Bewohner blockieren Straßen und besetzen Pässe, verschanzen sich in ihren Ortschaften (Jdt 4,4 f.).

Doch mit der Zeit drohen auch die letzten nicht eroberten Städte zu resignieren. Schließlich spitzt sich die Lage zu bei der Belagerung der Stadt Betulia, die auf einer Anhöhe quasi den Vorposten in Richtung Jerusalem bildet. Hier wohnt auch Judit, die von nun an den Widerstand gegen Holofernes in die Hand nimmt. Warum aber schlägt die ursprüngliche Widerstandsbereitschaft in Samarien und Judäa in Resignation um? Diese Sinnesänderung wird dem Leser am Beispiel der Stadt Betulia veranschaulicht.

Nach Jdt 4,9–15 legen die Israeliten allerdings zuerst eine konsequente Bußbereitschaft und ein konsequentes Gottvertrauen an den Tag. Der Name Betulia, „Haus JHWHs“, wird hier zum Programm. Die Bewohner Betulias repräsentieren die vorbildliche Kultgemeinde Israel. Die Einhaltung der Gebote stellt Rettung in Aussicht, für Jerusalem und den Tempel. Im Hintergrund steht die Erinnerung an die Katastrophe der babylonischen Eroberung, die mit der Zerstörung des Tempels endete (Jdt 4,3). Die bedrohten Bewohnerinnen und Bewohner von Betulia ergreifen zuerst Sicherheitsmaßnahmen, schicken Boten in die benachbarten Städte, besetzen die Bergspitzen, befestigen die Orte und versorgen sie mit Lebensmitteln (Jdt 4,4–5). Die ergriffenen Maßnahmen sind allesamt defensiver Art. Doch setzen sie nicht auf militärischen Widerstand, sondern die betroffenen Bewohner Betulias legen sich stattdessen Bußgewänder an, und zwar nicht nur sich, sondern quasi ihrer ganzen Lebenswelt. Damit drücken sie ihr Vertrauen auf Gott aus, von dem allein sie Rettung erhoffen. Die religiöse Reaktion wird jedoch nicht, wie zu vermuten wäre, vom Hohepriester Jojakim angeordnet, sondern von den Frauen, Männern und Kindern selbst begonnen. Und es ist schließlich im Buch Judit die einzige Situation, in der Gott aktiv eingreift: „Und der Herr erhörte ihr Rufen und sah auf ihre Not“ (Jdt 4,13). In Erinnerung an die Befreiung Israels aus dem Sklavenhaus Ägypten, wo Gott ebenfalls auf den Notschrei der Israeliten gehört hatte (Ex 2,23–25), könnte man hier schon die Zusage Gottes erkennen, dass er auch dieses Mal aus der Not retten wird. Abgeschlossen wird diese Bußaktion mit dem Opfer des Hohepriesters Jojakim am Jerusalemer Tempel.

Holofernes reagiert auf diesen Widerstand mit wütendem Unverständnis. In Kapitel 5 klärt ihn darum der Ammoniter Achior auf: Israel ist unbesiegbar, wenn es der Tora und den Weisungen seines Gottes folgt. Die Geschichte zeige aber, wie beim Auszug aus Ägypten, dass ihr Gott den Beistand versagt, sobald die Menschen diesem Gott JHWH nicht mehr vertrauen. Achior wird zwar für seine kenntnisreiche Rede über das Volk Israel von Holofernes und seinen Soldaten fertiggemacht und zur Strafe den Einwohnern von Betulia ausgeliefert, von denen er allerdings wider Erwarten freundlich aufgenommen wird. Doch liegt hier der Schlüssel für das Verständnis des weiteren Verlaufs der Handlung durch den Leser. Die Belagerung Betulias erweist sich als eine Herausforderung für den Glauben, an der die Israeliten scheitern. Als ihnen nämlich die Wasserversorgung zerstört wird und sie zu verdursten drohen, kommt es zu einer kritischen Provokation Gottes: Die Bewohner wollen

sich ergeben, um nicht von dem feindlichen Heer umgebracht zu werden. Die Situation spitzt sich weiter zu, die Menschen schreien zu Gott, aber ihr verzweifelter Ruf lässt erkennen, dass sie jegliches Vertrauen nun verloren haben. Usija, ihr Anführer, und die Ältesten stellen Gott ein provokatives Ultimatum: Gott soll innerhalb der nächsten fünf Tage eingreifen, um das Schicksal zu wenden. Andernfalls würden sie sich tatsächlich ergeben. Der Widerstand, der mit einem großen Gottvertrauen und sogar gewaltfrei begonnen hatte, endet mit einem Abfall von JHWH, dem Gott der Befreiung.

Eine Grundaussage des Juditbuches ist: Gott beendet die Kriege. Und dies gerade nicht, indem er Israel gegen seine Feinde in den Krieg schickt oder anderweitig durch militärische Gewalt und Brutalität, wie sie sein pseudogöttlicher Gegenspieler Nebukadnezzar mit seinem Büttel Holofernes an den Tag legt. Aber das Buch Judit zeigt eben auch, wie schwer es den Menschen fällt, in einer extremen und lebensgefährlichen Situation weiter darauf zu vertrauen. Diese Problematik beschäftigt Menschen zu allen Zeiten bis heute, wenn sie sich fragen, warum Gott nicht in die menschlichen Gewaltverhältnisse eingreift. Warum lässt Gott das Leid zu? Diese klassisch als Theodizeefrage bezeichnete Problematik führt unweigerlich auf Abwege, wenn Hilfe ausbleibt und Menschen Gott vermissen. Sollte Gott eingreifen in unsere gewalttätigen Lebensverhältnisse, oder geht es nicht eher darum, dass Menschen ihr Möglichstes tun sollten, sie zu verändern?

Die Bewohner Betulias zeigen anschaulich durch ihr Versagen, also ihre Weigerung, weiter dem Gott des Exodus zu vertrauen, wie die Frage, warum Gott das alles zulässt, zur Glaubensfalle werden kann. Das Ultimatum, das sie Gott stellen, damit er endlich eingreifen möge, bedeutet konkret den Verlust des Vertrauens und die Absage an die Verheißungen, mit denen Gott dieses Volk Israel konstituiert hatte. Allerdings markiert die Provokation, der markante Fehler, Gott ein Ultimatum zum Eingreifen zu stellen, zugleich den Wendepunkt im Buch Judit: Denn in Jdt 8 greift die attraktive, gut situierte und betuchte Witwe Judit in die verworrene Situation ein. Judit bedeutet „die Jüdin“, und sie verkörpert von nun an das Gottvertrauen, das die Bewohner Betulias vermissen lassen. Hatten sich die Ältesten Betulias durch ihr Ultimatum an die Stelle Gottes gesetzt, zeigt Judit ein außergewöhnliches Gottvertrauen. Einerseits vertraut sie weiterhin darauf, dass Gott sein Volk retten wird; andererseits begegnet sie der Provokation, Gott ein Ultimatum zu stellen, mit dem Glauben, dass selbst dann, wenn Gott nicht in den nächsten Tagen hilft, der Wille Gottes gleichwohl zu respektieren sei. In ihren Reden und durch ihr Handeln erinnert und vergegenwärtigt sie die besten Befreiungstraditionen Israels. Mit ihrer konsequenten Torafrömmigkeit, die sie selbst mit ihrer Begleiterin in einer feindlichen Umgebung, im Lager des Holofernes, einhält, mit ihrer klugen Planung und Vorausschau und mit ihrem tatkräftigen Eingreifen, bei dem sie sich ganz Gott anvertraut, knüpft sie an berühmte Personen der Befreiungs- und Rettungsgeschichte Israels an: Mose (als Vermittler der Tora und Anführer beim Auszug aus Ägypten), Mirjam (die den Sieg über Pharao besingt), David (z. B. im Kampf gegen Goliat) und andere biblische Personen.

Die Befreiungsgeschichte Israels wird so durch ihre Person neu geschrieben: Judit zeigt, dass an den entscheidenden Punkten der Befreiung Israels, vom Auszug aus Ägypten (Exodus) bis in die Richterzeit und in die Zeit Davids hinein, immer wieder Frauen beteiligt waren, die das Geschick Israels zu seinen Gunsten wendeten. Was die Männer können, kann eine gläubige Jüdin auch, und das sogar ohne direkte Beauftragung durch Gott oder einen Propheten.

Das Buch Judit wirft weiterhin ein neues Licht auf Befreiung und Widerstand als Ausdruck des Glaubens. Der Auszug aus Ägypten, der Durchzug durch das Chaosmeer und die Vernichtung der Streitmacht Pharaos werden durch das Eingreifen Judits neu gelesen und gedeutet. Heißt es nämlich in Ex 15: „Gott ist ein Krieger“, so knüpft Judit durch ihr Eingreifen, das eben nicht auf militärische Stärke setzt, daran an, dass Gott auch ohne den Einsatz von Heerscharen derjenige ist, „der den Kriegen ein Ende setzt“ (Jdt 9,7; 16,2). Dies muss nicht im Widerspruch zu Ex 15 stehen, weil auch beim Auszug aus Ägypten Gott keine martialische Schlacht gegen Pharao führt, sondern dieser geht mit seinem Heer, mit dem er die fliehenden Israeliten verfolgt, im Chaoswasser unter. Konflikte verlaufen in den biblischen Schriften oft genau dann zugunsten Israels, wenn es Gott allein die „Kriegsführung“ überlässt.

Unter dem Gesichtspunkt von Fehlern und Versagen kann man auch das Verhalten des Holofernes in ein besonderes Licht rücken. War es bei den Bewohnern Betulias das Gefühl der Ohnmacht, das ihren Glauben an den Befreiergott auf die Probe stellte, so weist das Verhalten Nebukadnezzars, nämlich zu erzwingen, als einziger Gott verehrt zu werden, und seine Demonstration von Stärke durch Brutalität und militärische Unterdrückung, in eine ganz andere Richtung. Holofernes unterliegt Judit und den Israeliten aufgrund seiner Überheblichkeit, ähnlich wie Goliat im Kampf gegen David. Er unterschätzt die Bedeutung des Gottvertrauens, auf das die Israeliten zunächst setzen, auch wenn in der entscheidenden Phase nur noch Judit und ihre Gefährtin dieses aufrechterhalten. In der Erzählung ist es nicht Gott, der direkt in die Geschichte eingreift, sondern er handelt durch mutige und gläubige Menschen, um das Schicksal zu wenden. Judit ergreift die Initiative dabei nicht einmal aufgrund einer Berufung, sondern auf der Basis ihres Gottvertrauens und ihrer richtigen Lektüre der Geschichte des Volkes Israel. Sie erinnert als Angehörige des Stammes Simeon an das Strafgericht, das nach Gen 34 unter der Führung Simeons die Israeliten an den kanaanäischen Sichemiten wegen der Vergewaltigung Dinas, der Tochter Jakobs, vollzogen. Doch während nach Gen 34 die Söhne Jakobs die Rache vollziehen, rettet Judit sich selbst und das Volk Israel aus eigener Kraft. Judit wird im Unterschied zu Dina nicht das Opfer

sexueller Gewalt. Sie kann die Verhältnisse umdrehen, Holofernes wird selbst das Opfer seiner Begierde, die ihm so zum Verhängnis wird.

Vor diesem Hintergrund stehen Scheitern und Fehler in einem besonderen Licht. Fehler werden auf Seiten der Israeliten bzw. der Bewohner Betulias gemacht und auf Seiten des Aggressors, verkörpert durch Holofernes bzw. Nebukadnezzar. Doch während Nebukadnezzar selbstherrlich seine pseudogöttliche Macht zu behaupten versucht, geht die Geschichte für die Israeliten gut aus, auch wenn sie in ihrem Bemühen um Gottvertrauen zu scheitern drohen. Judit, der „Jüdin", gelingt es nämlich, durch ihr Handeln noch einmal die Befreiungsgeschichte Israels und das nötige Gottvertrauen in ihrer Person zusammenzufassen und effizient gegen die Gegner dieses Gottes und der ihm verbundenen Menschen zu behaupten.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund die aktuellen militärischen Konflikte und Gewaltverhältnisse wie etwa in der Ukraine, so stellt sich auch hier die Frage nach dem Gottvertrauen und einer sinnvollen menschenwürdigen Reaktion. Zwischen Nebukadnezzar und dem Gott Israels kommt es nicht zu einem Krieg, in den das Volk Israel hineingezogen wird. Auch wenn die Erzählung nicht gewaltfrei endet, zeigt sie doch, wie mit Mut und Gottvertrauen ein umfangreiches Blutvergießen vermieden werden kann.

Ist Judits Strategie des gezielten Eingreifens gegen den Aggressor nicht doch menschendienlicher als die permanente Verdopplung der Militärhaushalte und Verlängerung eines Krieges ohne Perspektive? Die Judit-Erzählung zeigt auf der einen Seite, dass eine bedingungslose Unterwerfung, so wie viele Völker gegenüber Nebukadnezzar reagieren, keine menschendienliche Lösung ist. Andererseits sucht sie durch das Handeln dieser mutigen Frau und ihrer Gefährtin eben doch nach Möglichkeiten, einen hoffnungslosen kriegerischen Konflikt zu vermeiden. Dabei steht im Hintergrund leider auch die Erfahrung: Mit Nebukadnezzar/Holofernes war nicht zu verhandeln. Er musste überlistet werden.

Krisen- und Notzeiten, aber auch persönliches Leid, provozieren immer wieder, darüber nachzudenken, warum Gott das zulässt. Eine befriedigende Antwort scheint es nicht zu geben. Im besten Fall leitet uns die Problematik dazu an, darüber nachzudenken, was in unserer eigenen Macht und Verantwortung steht. Manchmal können es einzelne Persönlichkeiten wie Judit sein, die dazu anstiften, nicht zu resignieren. Die Juditgeschichte ermutigt zu einem zivilcouragierten Widerstand, mit dem gleichwohl Gewalt in Grenzen gehalten wird. Sie macht Hoffnung auf ein gutes Ende, auch dann, wenn die Betroffenen Fehler gemacht haben und erste Ansätze gescheitert sind.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Immunisierung gegen das Scheitern oder ein Fehler: das Autoritätsprinzip?

Implikationen und Nachwirkungen der Unfehlbarkeitsdefinition von 1870

Heute wird eine Fehlerkultur als Innovationsaspekt auch in der Kirche propagiert– zumindest in manchen Kreisen in ihrer Selbstdarstellung nach außen. Ansonsten tut sich Kirche eher schwer damit, Fehler einzugestehen. Insbesondere das päpstliche Lehramt wurde im 19. Jahrhundert dogmatisch für „unfehlbar" erklärt – jedenfalls unter bestimmten Bedingungen. Die Verbindung von Jurisdiktionsprimat des Papstes und der dem Amt zugeschriebenen Infallibilität zeigt im Rahmen einer „immunisierenden" Ekklesiologie Nachwirkungen bis heute.

Prof. Dr. Bernward Schmidt ist Inhaber des Lehrstuhls für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Im kollektiven Gedächtnis der Katholiken wird das Erste Vatikanische Konzil vor allem mit der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit und der folgenden Abspaltung der altkatholischen Kirche in Verbindung gebracht. Diese Themen kreisen ebenso wie andere Tagesordnungspunkte des Konzils um das zentrale Thema, welche Struktur der Kirche eigentlich angemessen ist. Im Folgenden sollen daher (1.) die Hintergründe des Konzils thematisiert werden, bevor (2.) ein Überblick über das Konzil und seine Entscheidungen gegeben wird; abschließend sollen (3.) die Entscheidungen des Konzils und ihre Implikationen vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussions- und Problemlagen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland bewertet werden.

1. Bewältigung des Scheiterns? Die Vorgeschichte des Konzils

Um zu verstehen, was auf dem Ersten Vatikanischen Konzil geschah und was diskutiert wurde, müssen wir bis zur Umbruchszeit um 1800 zurückgehen. Denn in diesen Jahren, die politisch durch die Französische Revolution, die Neuordnung Europas durch und nach Napoleon sowie eine Reihe von Kriegen geprägt waren, zeigte sich auch eine fundamentale Krise der Kirche(n). Damit ist nicht nur die schon länger andauernde Strukturdebatte gemeint, die sich um die Frage drehte, ob der Papst oder das Kollegium der Bischöfe die oberste Instanz in der Kirche sein sollte. Gegen diesen sogenannten Episkopalismus wehrte man sich in Rom ebenso wie gegen andere Versuche, die strikte Hierarchie der Kirche „flacher" zu machen und umfassendere Möglichkeiten der Mitbestimmung einzuführen: Die Synode von Pistoia (1786), die dies unter der Ägide des toskanischen Großherzogs versucht hatte, wurde einer ebenso gründlichen Prüfung wie dezidierten Verurteilung aus Rom unterzogen (mit der päpstlichen Bulle *Auctorem fidei* von 1794).

Ganz generell aber hatte das Christentum in Westeuropa um 1800 viel von seiner früheren Selbstverständlichkeit verloren. Das zeigt sich äußerlich daran, dass bei der Wiederherstellung der Monarchien durch den Wiener Kongress (1814/15) die Religion konsequent dem Staat untergeordnet wurde: Die äußeren Strukturen der Religionspraxis wurden staatlich reglementiert und beaufsichtigt, ansonsten wurde die Religionsausübung dem Bereich der persönlichen und privaten Frömmigkeit zugeordnet. Voraussetzung dafür war, dass sämtliche Herrschaftsfunktionen, die kirchliche Würdenträger bis 1800 ausgeübt hatten, getilgt wurden: Im Prozess der Säkularisationen (ab 1803) wurden die weltlichen Herrschaftsgebiete von Bischöfen und Klöstern in die entstehenden Flächenstaaten integriert, die entsprechenden Herrschaftsrechte fielen weg; außerdem wurden Klöster enteignet und der Besitz dem Staat zugeschlagen. Je nach Territorium konnte sich diese Maßnahme auf Land- und Forstwirtschaft oder auch auf Kunst und Wertgegenstände erstrecken. Nicht wenige Klöster wurden in diesem Zuge ganz aufgelöst.

Die Säkularisationen und die ihnen folgenden Strukturveränderungen waren freilich nur Symptome eines umfassenderen gesellschaftlichen Phänomens, der Säkularisierung: Christliche Glaubensüberzeugungen und christliche Glaubenspraxis schwanden in den Gesellschaften und ihren Institutionen, der Alltag war mithin weniger von Religion geprägt als noch hundert Jahre zuvor. Und so lassen sich um 1800 einerseits leerer gewordene Kirchen, andererseits ein hohes Interesse an kirchenkritischer Literatur beobachten – zwei Indizien für eine tiefe Krise.

Auf katholischer Seite gab es grundsätzlich zwei Arten, sich mit dieser Kirchenkrise auseinanderzusetzen. Die eine bestand in einer durchaus kritischen, aber auch produktiven Aufnahme aufklärerischen Gedankenguts in die Theologie, aber auch im Nachdenken über Kirchenstrukturen. Dies schlug sich etwa in Rezeptionen der Philosophie Immanuel Kants oder in Reformforderungen nieder (z. B. zur Reduktion von Feiertagen und Prozessionen, zur Abschaffung des Pflichtzölibats oder zur Relativierung der monarchischen Strukturen der Kirche). Die andere Antwort war bereits erprobt und bestand in einer dezidierten Konzentration auf Rom und das Papsttum: Von dort aus erwartete man sich

Richtungsweisung in der Auseinandersetzung mit einem von Aufklärung und Revolution beeinflussten Staatsdenken sowie mit den geistigen Strömungen der Zeit und ihren Angriffen auf die Kirche. Zur Romorientierung trat also eine antiaufklärerische und antimoderne Haltung, da beides mit Revolution verbunden wurde, sowie eine klare konfessionelle Profilierung – damit ist ungefähr umrissen, was als Ultramontanismus den Katholizismus des 19. Jahrhunderts prägen sollte. Vor allem für diese ultramontane Partei waren die Umwälzungen um 1800 eine Art „Urschock", der im Lauf der kommenden Jahrzehnte auf verschiedene Weise bewältigt werden musste.

Tatsächlich erlebte die katholische Kirche im Lauf des 19. Jahrhunderts einen Prozess der „Ultramontanisierung", der im Ersten Vatikanischen Konzil 1869/70 kulminierte. Damit ist die grundsätzliche Ausrichtung von Theologie und Kirche auf Rom und das Papsttum gemeint, und zwar auf dem Gebiet der kirchlichen Lehre ebenso wie in religiöser Praxis und kirchlichem Recht. Und so fallen so unterschiedliche Vorgänge unter diese Überschrift wie die Lehrverfahren gegen lebende und verstorbene Theologen und die Aufnahme ihrer Werke in den Index der verbotenen Bücher, die Feierlichkeiten zu Ehren der Päpste (v. a. Pius' IX.) oder die Lehrschreiben der Päpste Gregor XVI. (1831–46) und Pius IX. (1846–78).

Die beiden großen Lehrentscheidungen Pius' IX. können als exemplarisch im päpstlichen Kampf gegen die als feindlich wahrgenommene moderne Welt gelten: der *Syllabus errorum* (8. Dezember 1864) und die Verkündung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariens exakt zehn Jahre zuvor (1854). Mit dem Mariendogma entschied Pius IX. einen theologischen Streit des Mittelalters: Maria, die Mutter Jesu, war demzufolge selbst im Augenblick ihrer Empfängnis im Leib ihrer Mutter von der Erbsünde bewahrt geblieben – als einzige Ausnahme unter den Menschen. Dieses Dogma, das keinen biblischen Glaubensinhalt, sondern eine fromme Tradition enthält, zeigt nicht nur die Marienfrömmigkeit des Papstes (mit Maria gegen die Moderne!), sondern auch seine Auffassung vom kirchlichen Lehramt: Der Papst entscheidet, allenfalls auf einen Teil der Bischöfe gestützt, was Katholiken zu glauben haben. Insofern war das Mariendogma durchaus ein „Probelauf" für die Lehre vom unfehlbaren Lehramt des Papstes 1870.

Ebenso war der *Syllabus errorum* als Abgrenzung der Kirche gegenüber der Moderne und als Akt des päpstlichen Lehramts gedacht. Publiziert als Anhang zu einem Lehrschreiben, der Enzyklika *Quanta cura*, verurteilt dieses Dokument 80 Irrtümer der Moderne: Vom Atheismus über den Rationalismus, die religiöse Indifferenz, den Sozialismus und Kommunismus bis hin zu Liberalismus und Freiheitsrechten wird ein unsystematisches Panoptikum der „feindlichen Moderne" des 19. Jahrhunderts aufgemacht. Den Höhepunkt bildet der 80. Satz, in dem die Ansicht verurteilt wird, der Papst könne und solle sich mit Fortschritt, Liberalismus und moderner Kultur versöhnen und anfreunden. Mochte der *Syllabus* auch unterschiedlich interpretiert werden, seine grundsätzliche Bedeutung in den Augen der Zeitgenossen zeigt sich schon daran, dass er die offizielle Ausgabe der Dokumente des Ersten Vatikanischen Konzils eröffnet – und daran, dass nicht wenige künftige Konzilsteilnehmer vom Konzil eine Bekräftigung des *Syllabus* erwarteten. Dieser papstzentrierten Sicht und Praxis der Gesamtkirche entsprach die Zentrierung der Bistümer und Pfarreien auf die rechtliche und dogmatische Autorität der Bischöfe und Pfarrer hin, die sich etwa in der Praxis der Synoden in den Jahren vor 1870 und in der Literatur über Priester finden lässt.

2. „Autorität" als Leitmotiv des Konzils

Als das Konzil am 8. Dezember 1869 eröffnet wurde, stand der *Syllabus* zwar nicht auf dem Programm, wohl aber eine Fülle anderer Themen: vom Ehe- und Ordensrecht über das Verhältnis zu den östlichen Kirchen bis zur Frage nach einem „Weltkatechismus" zur Lehre von der Offenbarung und von der Kirche. Dabei zeigte sich, dass sich die Frage nach der Unfehlbarkeit zwar (noch) nicht auf der Tagesordnung fand, dass sie jedoch schon das Potential zur Spaltung des Konzils hatte – denn sie war in den zurückliegenden Jahren bereits in der katholischen Presse verhandelt worden. Freilich schieden sich die Geister weniger am „Ob" als am „Wie" der Unfehlbarkeit: Sollte der Papst quasi absolutistisch Glaubenslehren definieren können oder sollte er irgendwie an die Lehrtradition und das Glaubenszeugnis der Kirche gebunden werden?

Zuerst jedoch wurde ein anderes Thema behandelt, nämlich die Frage nach Offenbarung, Glaube und Vernunft, die in die Konstitution *Dei Filius* (24. April 1870) mündete. Darin wird zwar die Rolle der Vernunft für den Glauben durchaus gewürdigt, der Glaube beruht dem Konzil zufolge letztlich aber auf der Autorität Gottes; er wurde der Kirche übergeben, „um treu bewahrt und unfehlbar erklärt zu werden". Daraus folgt, dass die Kirche in Gestalt ihrer Amtsträger eine Autorität ausübt, die letztlich die Autorität Gottes repräsentiert und durch sie legitimiert wird. Zugleich zeigt sich darin ein statisches Verständnis des Glaubens, der gewissermaßen als „Paket" erscheint, das nur in der gegebenen Form angenommen werden kann. Glauben als Akt des Vertrauens und der (individuellen und gemeinschaftlichen) Aneignung, mithin Momente geschichtlicher Dynamik, kommen hier nicht vor.

Das Motiv der Autorität wird wieder aufgegriffen in der Konstitution über den Papst, *Pastor aeternus* (18. Juli 1870), in der der Jurisdiktionsprimat und die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes definiert werden. Jurisdiktionsprimat bedeutet zunächst, dass der Papst von allen Gläubigen, Laien ebenso wie Priestern und Bischöfen, Gehorsam einfordern kann. Päpstliche Entscheidungen – unabhängig davon, ob es sich um Fragen des Glaubens, der Ethik, der Disziplin oder der Rechtsgestalt der Kirche handelt –, sind damit zwar nicht der Diskussion

entzogen, haben aber höchste Verbindlichkeit. Obwohl der Papst damit das Recht bekommt, auf alle Ebenen der Kirche „durchzuregieren“, und dies sogar in der Lehre verankert wurde, sorgte der Jurisdiktionsprimat für wenig Diskussionen in der Konzilsaula – zu lange war er schon geübte Praxis.

Dem Jurisdiktionsprimat entspricht die Unfehlbarkeit auf dem Gebiet der Glaubens- und Moralfragen. Hier werden für eine unfehlbare Definition drei Voraussetzungen formuliert: (1) Der Papst spricht explizit als oberster Hirte der gesamten Kirche, nicht z. B. als privater Theologe oder „nur“ als Bischof von Rom; (2) er erklärt seine Entscheidung als verbindlich für die gesamte Kirche; (3) er spricht „kraft seiner höchsten Apostolischen Autorität“ und beendet damit eine theologische Debatte. Solcherart ausgesprochene Definitionen sind dann „aus sich heraus“ unabänderlich, nicht, weil irgendjemand seine Zustimmung gegeben hätte. Freilich ergaben die Diskussionen um die Interpretation des Dogmas in den Monaten und Jahren danach wichtige Klärungen, mit denen sich auch Pius IX. einverstanden zeigte: Der Papst bleibt an die Lehrtradition der Kirche gebunden und soll die Unfehlbarkeit einsetzen, um die Offenbarung auszulegen und den Glauben der Kirchen zu bewahren. Insofern zielt die Lehre von der Unfehlbarkeit gerade nicht auf die willkürliche Produktion neuer Dogmen ab, sondern hat grundsätzlich konservativen Charakter. Entsprechend bewahrheiteten sich Hoffnungen oder Befürchtungen, der Papst werde nun regelmäßig mit unfehlbaren Entscheidungen aufwarten, gerade nicht; seit 1870 gab es nur eine unfehlbare Definition, diejenige der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel durch Pius XII. im Jahr 1950.

3. Nachwirkungen im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart

Vielleicht ist es bezeichnend, dass das Erste Vatikanische Konzil nie formell abgeschlossen wurde – aufgrund der Einnahme Roms durch die Truppen der italienischen Einigungsbewegung infolge des deutsch-französischen Krieges wurde es im Herbst 1870 ausgesetzt und nie wieder aufgenommen. Die Beschlüsse des Ersten Vatikanischen Konzils legten den Katholizismus weltweit auf die ultramontane Linie fest: Die Betonung des Autoritätsprinzips und die Konzentration auf den Papst prägten die Kirche fortan. Überspitzt formuliert sollte die Kirche zum einheitlichen antimodernen „Kampfverband“ unter der monarchischen Leitung des Papstes werden. Gerade die strikte Betonung von Autorität und Gehorsam dienten dabei der (beabsichtigten) Immunisierung gegen eine Krise wie die eingangs beschriebene der Epoche um 1800.

Dies belastete das Verhältnis der Kirche zu den Staaten; in Preußen etwa fragte Otto von Bismarck, ob ein Katholik nach dem Konzil seinem Kaiser oder einer auswärtigen Macht gehorchen werde. Diese Frage stand – neben anderen Aspekten – am Beginn des Kulturkampfs in Preußen. Die innerkirchliche Opposition wandte sich ebenfalls gegen die Papstdogmen; hierin spiegelte sich die Position der Minderheit auf dem Konzil. Nur teilweise konnten diese Skeptiker mit den Ergebnissen des Konzils versöhnt werden, andere fanden sich in der christ- bzw. altkatholischen Kirche zusammen, die sich im Lauf der 1870er Jahre formierte.

Mit Blick auf seine Nachwirkungen seien jedoch drei andere Aspekte des Konzils benannt: Erstens wurde schon das Konzil von dem scharfen Kontrast zwischen den Parteien für und gegen die Unfehlbarkeitsdefinition geprägt, Vermittlungen durch eine dritte Partei hatten keine Chance. Zweitens prägte und normierte das Konzil zumindest implizit den Zugang zu theologischen Fragen, indem die neuscholastische Theologie seiner Ausrichtung angemessen schien und seine Tendenz zur theologischen Abschottung sich mehr und mehr durchsetzte. Drittens – und hauptsächlich – prägte das Konzil ein Kirchenbild, das Kirche exklusiv vom Amt her dachte: Kirche konnte mit ihren Amtsträgern gleichgesetzt werden; erst das Zweite Vatikanische Konzil (1962–65) sollte diese Schieflage zumindest theologisch zurechtrücken: Es definierte Kirche in erster Linie als Gemeinschaft der Glaubenden und ordnete das Amt in diese Gemeinschaft ein.

a) Ein Indiz: Bewertungen der Diözesansynode von Meißen (1969–71)

Die Kirche durch ein striktes Autoritätsprinzip gegen die „feindliche Welt“ zu immunisieren, diese Strategie dürfte nur in der Auseinandersetzung mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts wirklich fruchtbar gewesen sein. Dass sie ansonsten nicht aufging, zeigt sich an der länderübergreifend zu beobachtenden Krise der kirchlichen Autorität seit den 1960er Jahren. Von ihr waren vor allem die Priester betroffen, zumal das Zweite Vatikanische Konzil bezüglich des Priesteramtes den Akzent vom eucharistischen Opfer als zentraler Kulthandlung zu Verkündigung und Leitung verschoben hatte – und damit nicht unschuldig an einer priesterlichen Identitätskrise war. Von den nachkonziliaren Synoden, die sich um 1970 mit dem Thema auseinandersetzten, sei hier die Diözesansynode von Meißen (1969–71) herausgegriffen. Das Priesteramt wurde hier anhand der Leitbegriffe „Brüderlichkeit“ und „Partnerschaftlichkeit“ beschrieben, was für die Autorität des Priesters (und jedes Amtsträgers) zweierlei Folgen hat: Erstens ist sie eingebettet in ein System von wechselseitiger Information, Beratung und Kritik, der Priester also nicht als autoritärer Einzelkämpfer konzipiert, sondern in die Gemeinde eingebettet. Wer in diesem kommunikativen System Autorität genießen will, muss sie sich verdienen, denn die Qualität eines Arguments hat mehr Gewicht als die Position dessen, der es äußert. Zweitens soll die Ausübung jeder Autorität auf Christus als Quelle jeder Autorität in der Kirche verweisen, so dass sie ebenso wie das Gehorchen eine zutiefst geistliche Dimension bekommt.

Da die Grundlagentexte und Beschlüsse der Synode auf Skepsis stießen, gab man Gutachten bei einigen westdeutschen Theologen in Auftrag. Während u. a. Walter Kasper und Joseph Ratzinger ihre Übereinstimmung mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil feststellten, argumentierten Leo Scheffczyk und Georg May deutlich skeptischer. Bezeichnend ist eine Passage aus Mays Gutachten: „Die Ausdrücke ‚Partnerschaft' und ‚öffentliche Meinung' […] bleiben in all der gefährlichen Unbestimmtheit stehen, die der Ansatzpunkt für Schwätzer, Gschaftlhuber [sic!] und Diversanten ist. Daß ‚aus Einsicht und Urteil aller Glieder der Kirche eine öffentliche Meinung wachsen' könne, die ‚dem Geist Christi Raum' gebe (Beschluß 13), ist eine der ärgsten Utopien dieses an krassen Verzeichnungen der Lage gewiß nicht armen Dokumentes. Was der Herr Jedermann denkt und will, das wissen wir Seelsorger sehr genau. Wir sollen ihn lehren, was er denken und wollen soll" (Grande/Straube 2005, 139). Hier wird also das Autoritätsprinzip des 19. Jahrhunderts konsequent angewandt und als Maßstab für die Kirche propagiert.

b) Das Erste Vatikanische Konzil und der Synodale Weg

Die Parteiungen, die sich im 19. Jahrhundert zeigten und die beiden vatikanischen Konzilien prägten, scheinen in der Gegenwart keineswegs verschwunden, wie sich an den Debatten um den Synodalen Weg ablesen lässt. Es sei an den Auslöser erinnert: Der Skandal des massenhaften geistlichen und sexuellen Missbrauchs in der Kirche besteht nicht nur in dem Missbrauch an sich, sondern gerade auch in den begünstigenden Strukturen: Die Überhöhung des Priesters und seiner Autorität, die sich im Ersten Vatikanischen Konzil nur implizit andeutet, aber fest zum Bestand ultramontaner Theologie gehört, gehört ebenso dazu wie unzureichend eingehegte Leitungsmacht in Gesamt- und Ortskirchen. Die Grundfragen, die sich aus all dem ergeben, weisen über die Situation eines Landes deutlich hinaus, stehen aber in einem engen Zusammenhang mit den Festlegungen des Ersten Vatikanischen Konzils: Wie viel Einheitlichkeit braucht die Einheit der Kirche? Ist kirchliche Lehre wandelbar – und wo liegen Grenzen von Wandelbarkeit? Inwieweit kann, darf und muss die an sich durchaus legitime und im Amt begründete Machtausübung von Amtsträgern begleitet, kontrolliert und begrenzt werden?

Während die Zentrierung der Kirche auf die Autorität der Amtsträger im 19. und in Teilen des 20. Jahrhunderts zweifellos zur inneren Festigung des Katholizismus beigetragen hat, erweist sie sich in der Gegenwart als Krisenbeschleuniger. Die Partei derjenigen, die Kirche – zugespitzt formuliert – als vom Klerus zu dirigierende Institution zur Weitergabe eines feststehenden Glaubensgutes aufgrund von Autorität konzipieren, zeigt ihre tiefe geistige Verbundenheit mit den Konzeptionen des Ersten Vatikanischen Konzils deutlich. Ihre Ablehnung von Reformideen als „Protestantisierung" der Kirche belegt dies obendrein – denn auch dieser Vorwurf stammt aus dem 19. Jahrhundert. Umso wichtiger erscheint es, die Texte von 1870 konsequent im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils zu lesen: Kirche ist nicht nur der Klerus – Kirche besteht in erster Linie aus denen, die in Taufe und Firmung mit Christus zu Priestern, Königen und Propheten gesalbt sind. Die Autorität ihrer Amtsträger ist dann nicht Herrschaft über Untertanen, sondern Dienst an der Gemeinschaft.

Literatur

Grande, Dieter/Straube, Peter-Paul, Die Synode des Bistums Meißen 1969–1971. Die Antwort einer Ortskirche auf das Zweite Vatikanische Konzil, Leipzig 2005.

Knop, Julia/Seewald, Michael (Hg.), Das Erste Vatikanische Konzil. Eine Zwischenbilanz 150 Jahre danach, Darmstadt 2019.

Neuner, Peter, Der lange Schatten des I. Vatikanums. Wie das Konzil die Kirche noch heute blockiert, Freiburg 2019.

Schmidt, Bernward, Die Konzilien und der Papst. Von Pisa (1409) bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65), Freiburg 2013.

Schmidt, Bernward, Erwartungen im Widerstreit? Priesteramt und Kirche im Spiegel der Synode des Bistums Meißen (1969–1971), in: Meyer, Regina/ders. (Hg.), Priesterliche Identität? Erwartungen im Widerstreit, Münster 2021, 140–157.

Schmidt, Bernward, Kleine Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils, Freiburg 2019.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

„Unser Platz ist bei den Menschen“ (Franz Meurer)

Thale Schmitz hat Niederländisch und Katholische Theologie auf Lehramt studiert und arbeitet als Theologin beim Katholischen Forum Dortmund, einer citypastoralen Einrichtung des Erzbistums Paderborn.

Unter diesem Leitsatz begann ich im März 2021 meine Arbeit in der Citypastoral Dortmund im Katholischen Forum. Schnell stellte sich heraus, dass ich im Team des Katholischen Forums Dortmund dazu genau richtig bin. So habe ich dort einen großartigen Ort gefunden, den ich mit bespielen darf und wo ich genau diesen Leitsatz verwirklichen und leben kann. Unser Forum ist dabei kein begrenzter Raum, sondern bezeichnet die ganze Stadt Dortmund und Umgebung.

Neben einigen bereits bestehenden Projekten, wie der mobilen Kirchenbank und den zwei Rikschas, wurden viele weitere Ideen gesponnen, die zum Teil schon verwirklicht worden sind. Einige sind auch gerade, während ich diesen Artikel verfasse, in Planung. Sie werden vermutlich schon angelaufen sein, wenn Sie diese Zeilen lesen, und die Umsetzung können Sie über unsere Homepage verfolgen.

Im Folgenden möchte ich Ihnen von verschiedenen Erfahrungen im Rahmen dieser Projekte berichten und Ihnen einen Einblick in unseren Arbeitsalltag geben.

Mit der Rikscha unterwegs

Schon bei meinem Erstkontakt mit dem Katholischen Forum Dortmund lag mein Augenmerk deutlich auf den beiden Rikschas. Ich liebe das Radfahren und stellte es mir gleich als eine sehr erfüllende Aufgabe vor, anderen mit diesem Hobby eine große Freude zu bereiten und mich als Gesprächspartnerin anzubieten. Diese Hoffnung wurde vollends erfüllt, denn inzwischen kann ich die prägenden Begegnungen und guten Gespräche kaum mehr zählen. Kindern ein Lachen zu schenken, älteren Menschen durch die „Taxi“-Fahrt Mobilitätshilfe anzubieten oder einfach da zu sein und ein offenes Ohr für Sorgen und Lebens- bzw. Glaubensfragen zu haben – das ist mein Dienst als Seelsorgerin auf der Straße.

Zu Beginn war ich häufig etwas aufgeregt, wenn ich eine Schicht auf der Rikscha angetreten habe. Nicht weil ich Berührungsängste oder Ähnliches hatte, sondern weil ich mich selbst unter Druck setzte, dass ich die vermeintlich „richtigen“ Wege und Personen wahrnahm. Davon lernte ich mich jedoch schnell zu lösen, denn das Freiwerden für das Wirken des Heiligen Geistes erwies sich immerzu als richtige Entscheidung.

Ganz besonders in Erinnerung geblieben ist mir eine ältere Dame, die mit einem Schiebewagen Erledigungen in der Stadt machte. In einer etwas abgelegenen Seitenstraße sprach ich sie aus der Rikscha heraus an und sie antwortete auf mein Angebot: „Sie schickt ja der Himmel!“ Auf der Fahrt zu ihrem Wohnhaus erzählte sie mir von ihrer schweren Erkrankung, die ihr jeden Schritt erschwert. Ein „Engel auf Rädern“ sein zu dürfen, ist ein riesengroßes Geschenk. Die Möglichkeit, als Seelsorgerin auf diese Weise nahe bei den Menschen zu sein und Präsenz zu zeigen, finde ich unglaublich wertvoll und bereichernd.

Eine Kirchenbank rollt durch die Stadt

Mit unserer mobilen Kirchenbank rollen wir an einen jeweils frei zu wählenden Ort und laden zu Gesprächen und einer Pause ein. Interessanterweise erregt bereits der rollende Transport häufig große Aufmerksamkeit. Irritiert oder schmunzelnd schauen die Menschen in Dortmund auf dieses Geschehen und verfolgen mich mit ihren Blicken. An einem guten Standort angekommen werden die Bremsen gezogen und ich setze mich gemütlich auf eine Seite der Bank. Neugierige Blicke treffen mich und durch ein freundliches Grüßen kommen wir ins Gespräch oder es bleibt bei einem Zunicken oder auch einer verständnislosen, vielleicht sogar abwehrenden Reaktion. Die Bank ist ein gutes Beispiel dafür, dass es nicht möglich ist, nicht zu kommunizieren. Wahrgenommen werden ich oder vielmehr die Bank in jedem Fall und Gespräche über tiefere Themen, aber auch rein informativer Art finden sitzend oder stehend an/auf der Bank statt.

Als Kirchenbank des Katholischen Forums erkennbar erregt die Bank bei vielen Passanten im spontanen Erstkontakt aber auch ablehnende Irritation und überaus kritische Äußerungen; das verständnisvolle Aushalten und die wohlwollende Resonanz führen immer wieder zu persönlichem, gutem Austausch – nicht selten mit aufrichtigem Dank für die positiv überraschende Begegnung. Wie ein roter Faden fasziniert mich nachhaltig die Rührung unterschiedlicher Menschen, wenn sie „ohne Maulkorb Dampf ablassen“.

Refugium – der feste Standort des Forums

Seit August 2021 laden wir fünf Tage die Woche (dienstags bis samstags von 10 bis 18 Uhr) in unser Refugium ein – ein Raum für *alle* als Zwischenstopp. Dort gibt es die Möglichkeit, das Gespräch mit uns zu suchen, aber auch einfach allein oder in Begleitung zu verweilen – zum Ausruhen und Innehalten. Neben unserem kostenlosen Wasserangebot gibt es einen

Heißgetränke-Automaten (ein Euro pro Getränk). Auf unserem Infoscreen gibt es aktuelle Nachrichten aus Politik, Sport, Kultur und Kirche sowie Informationen über unsere eigenen Angebote und über weitere Veranstaltungen unserer KooperationspartnerInnen in Dortmund. Sehr beliebt ist in unserem Refugium auch die kostenlose öffentliche Toilette – nicht selten gleichzeitig ein gelungener Gesprächseinstieg.

Bei tollem Wetter scheint die Sonne auf unsere überaus beliebten Außenbänke. Dort genießen junge wie alte Gäste oft und gerne die strahlende Wärme – ohne zu wissen, dass sie sich schon im Refugium befinden und in unserem Verständnis gern gesehene KirchenbesucherInnen sind.

Durch unsere Präsenz und das spontane Gesprächsangebot ergeben sich jeden Tag völlig andere und unerwartete Begegnungen. Für uns sehr wichtig: Wir möchten uns zum Gespräch anbieten, nicht anbiedern. Viele Gäste sind positiv verblüfft über dieses Angebot. So geschieht es nicht selten, dass ein erster Kontakt sich zu einem tiefen seelsorglichen Gespräch entwickelt. So wandelt sich bisweilen völlig überraschend ein kurzer Zwischenstopp im Refugium zu einem wohltuenden Gespräch, das trotz oder vielleicht sogar gerade aufgrund von Trauer und Tränen tröstet. Für derartige Anlässe gibt es im Refugium einen separaten und gleichzeitig bewusst sehr transparent gestalteten Raum für Gespräche im geschützten Rahmen. Zugleich führe ich dort im Rahmen der geistlichen Begleitung regelmäßig Gespräche. Dieser seelsorgliche Dienst erfüllt mich sehr, insbesondere weil ich auf diese Weise Menschen in ihrem Leben und auf ihrem Glaubensweg aufblühen und wachsen sehen darf.

Angebote und Projekte

Über die regulären Öffnungszeiten des Refugiums hinaus laden wir im Laufe des Jahres zu weiteren Angeboten ins Refugium ein: Glaubenskurse, Buchbesprechungen und sonntägliche Filmnachmittage. Diese Veranstaltungen finden in der Regel als Reihe statt, und so konstituiert sich in einer Seminargruppe, die sich gegenseitig begleitet und bereichert, auch eine temporäre Weggemeinschaft. Die Teilnehmenden entdecken unsere Angebote auf unterschiedliche Weise und bringen ganz verschiedene Erfahrungen und Erwartungen mit. Dies macht den Austausch auch für uns Mitarbeitende spannend, abwechslungsreich und durchaus herausfordernd. Darüber hinaus laden wir zu regelmäßigen liturgischen Angeboten ein: Eucharistiefeier samstags um 18:30 Uhr, Abendgebet „Wort-Stille-Licht“ am ersten Sonntag im Monat, Friedensgebet um „5 vor 12“ werktags unter freiem Himmel, monatlicher TAU-Gottesdienst. Aufgrund unserer direkten Nähe zur Propsteikirche nutzen viele die in Dortmund einzige Gelegenheit zur täglichen eucharistischen Anbetung.

Zum Thema „Leben mit/im/trotz Tod“ fand vor wenigen Wochen unsere sog. „Novemberreihe“ statt. Täglich gab es eine Veranstaltung an ganz unterschiedlichen Orten in Dortmund – Vorträge, Exkursionen, Gottesdienste, Filmvorführungen. Aus ganz verschiedenen Perspektiven und Bereichen beleuchteten zahlreiche ex- und interne ReferentInnen die Thematik. Aufgrund der gelungenen Verknüpfung von Filmkunst und Lebens- bzw. Todesnähe ergriffen und faszinierten mich persönlich in besonderer Weise die Filmabende.

Schon im Vorfeld der Reihe war aus der öffentlichen Resonanz spürbar, dass sich in einer teils streitenden Kirche einhelliger Zuspruch finden ließ und sich so ein facettenreicher Pool an KooperationspartnerInnen und mehr als 30 ReferentInnen aus Kirche und Gesellschaft auftat. Exemplarisch seien „Ne Bergische Jung“, die Katholische Ehe-/Familien-/Lebensberatung (EFL), „Ein Lächeln für Dich e.V.“, die Notfallseelsorge und das Zentrum für Hospiz-, Palliativ- und Trauerbegleitung Dortmund genannt.

Aktuell im Advent konnten wir eine bereits vor neun Monaten gesponnene Idee der „Maria ToGo“ mit Leben füllen. Die aus Togo stammende Figur der schwangeren Maria aus Holz wird innerhalb Dortmunds sozusagen auf Reisen geschickt und von einem Buch begleitet. Ein beigefügter Impuls erklärt Projekt und Idee und regt an, Erfahrungen durch oder mit der „Maria ToGo“ aus Togo in dem Buch aufzuschreiben. Sie soll an FreundInnen, Bekannte, NachbarInnen, ArbeitskolleglInnen oder zufällig getroffene Menschen weitergereicht werden. Ziel der Reise: Weihnachten – zu ihrer Niederkunft – soll sie wieder bei uns im Katholischen Forum angekommen sein. Wir sind gespannt und freuen uns auf die Texte, Erfahrungen und Erlebnisse, die wir anschließend in Gottesdienste einfließen lassen wollen.

Seit einigen Monaten gibt es im Refugium außerdem eine Ehrenamtssprechstunde mit dem Namen „POTTential(e)“ – eine Kooperation fünf kirchlicher Träger in Dortmund: Katholische Stadtkirche, (Young) Caritas, Katholische Erwachsenen- und Familienbildung und Katholisches Forum. Menschen, auf der Suche nach einem zu ihrer Person passenden Ehrenamt in unserer Stadt, können mittwochs zu dieser offenen Sprechstunde zu uns kommen, um sich mit Unterstützung durch einen externen Blick verschiedenste Möglichkeiten ehrenamtlichen Engagements in Dortmund aufzeigen zu lassen.

Übrigens: Auch im Refugium haben wir stets wachsende Unterstützung durch ehrenamtlich Mitarbeitende, die sich nah am Menschen in der Citypastoral engagieren. Voller Vorfreude blicken wir auf eine gemeinsame Fahrt nach Paris und Ivry im Mai 2023 – dort werden wir auf den Spuren einer großen Frau wandeln, die uns zur Patronin geworden ist: Madeleine Delbrêl.

Ohne Plan von Gott

Nach all diesen konkreten Beispielen möchte ich das geistliche Fundament unserer Arbeit im

Katholischen Forum vorstellen.

Für unser Wirken ist Madeleine Delbrêl (1904–1964) ein großes Vorbild. Als Sozialarbeiterin in Frankreich wirkte sie in Ivry – einer Arbeitervorstadt von Paris – und widmete sich den Menschen auf der Straße. Nach eigenen Hoch- und Tiefzeiten im persönlichen (Glaubens-) Leben gründete sie – *bis auf die Knochen katholisch und gleichzeitig völlig frei von kirchlichen Schablonen* (Hans Urs von Balthasar) – eine kleine christliche Gemeinschaft. „Ivry war meine Schule des angewandten Glaubens", schreibt sie später zurückblickend.

Begeistert von dieser großen französischen Mystikerin gestalten wir unseren Dienst im Katholischen Forum in Zeiten großer inner- und außerkirchlicher Um-, Ab- und Aufbrüche in hoffnungsvoller Zuversicht und tiefer Freude. Passend zu unserem anspornenden Motto „Vorwärts zu den Wurzeln" (Hedwig Schüttken) soll nachfolgend Madeleine Delbrêl selbst zu Wort kommen:

> „Wir sind so weit wie möglich von Gepäck befreit, ebenso von Zukunftsplänen. Sobald die Zeit uns das Zeichen zu neuen Einsätzen gibt, zu neuen Formen der Evangelisierung, können wir sofort aufbrechen, falls wir dazu taugen und die Kirche es wünscht.
>
> Nichts kettet uns an eine zeitliche Vergangenheit, nicht einmal die Treue zu einer Gründergestalt. Wir sind zu jedem Aufbruch bereit, weil unsere Zeit uns so geformt hat und weil Christus im heutigen Tempo mitgehen muss, um mitten unter den Menschen zu bleiben."
> (zitiert nach Schleinzer 2017, 210)

Die Worte von Madeleine Delbrêl sind uns Chance und Herausforderung zugleich, jeden Tag aufs Neue „diesen Scheck einzulösen". In enger Anlehnung an meine bewusst gewählte Überschrift „Unser Platz ist bei den Menschen" (Franz Meurer) möchten wir dynamisch mitten unter und bei den Menschen sein – insbesondere in einer Zeit, in der in der Kirche wirklich vieles zum Himmel stinkt; und erst recht in Dortmund, der größten Stadt des Erzbistums Paderborn, wo nicht wenige Menschen von Leben, Luft und Lärm der Großstadt belastet sind. All das erinnert uns immer wieder neu an beeindruckende Worte von Paulus aus dem 2. Korintherbrief:

> „Denn wir sind Christi Wohlgeruch für Gott unter denen, die gerettet werden, wie unter denen, die verloren gehen. Den einen sind wir Todesgeruch, der Tod bringt; den anderen Lebensgeruch, der Leben bringt. Wer aber ist dazu fähig? […] Doch sind wir dazu nicht von uns aus fähig, als ob wir uns selbst etwas zuschreiben könnten; unsere Befähigung stammt vielmehr von Gott. Er hat uns fähig gemacht, Diener des neuen Bundes zu sein, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig."
> (2 Kor 2,15 f.; 3,5 f.)

Diese Worte sind uns Ermutigung und Ansporn zugleich, selber selbstbewusst, nicht überheblich und dennoch erkennbar unter den Menschen zu leben.

Insofern ist es mir eine große Freude, auch in vermeintlich hoffnungslosen Situationen mit durchaus auch anstrengenden Menschen nicht zu verduften, nicht zu kneifen, sondern mit Gottes Hilfe immer wieder neu ein weiteres Schriftwort zu beherzigen und in Wort und Tat zu bezeugen:

> „Fürchtet euch nicht vor ihnen und lasst euch nicht erschrecken, heiligt vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt!"
> (1 Petr 3,14b–15)

In diesem Sinne versuche ich im Forum zu wirken, niemals stehen zu bleiben und „den Menschen aufs Maul zu schauen". So können wir weiter für die Anliegen und Bedürfnisse der Menschen präsent bleiben und dürfen dem Evangelium täglich neu unser Gesicht geben.

Schließen möchte ich mit einem weiteren Zitat von Madeleine Delbrêl – passend zu ihrem und unserem „täglich neuen Heute":

> „Der Schallraum, den das Wort des Herrn von uns fordert, ist unser ‚Heute': die Umstände unseres Alltags und die Bedürfnisse unseres Nächsten; die Ereignisse und Forderungen des Evangeliums, die von uns stets dieselben Antworten verlangen, aber in einer täglich erneuerten Gestalt.
>
> Wir können aber nicht außerhalb von Raum und Zeit aus dem Wort des Herrn heraushören, was er heute von uns will.
>
> Unser Beitrag besteht darin, heute, in der heutigen Welt und in der heutigen Zeit darauf zu lauschen, was der Herr seit jeher für heute von uns will, für die heute lebenden Menschen, für unseren heutigen Nächsten, und dafür zu beten, dass wir es sehen und begreifen.
>
> Dass wir es sehen und begreifen können, ist das Werk des Heiligen Geistes.
>
> Er ist es, der in uns und durch uns das Angesicht der Erde erneuern kann, wenn wir für ihn offen, verfügbar und lenkbar sind.
>
> Er allein kann es fügen, dass der Wille Gottes für unsere Sinne ein Licht ist, dass er Liebe in unseren Herzen ist.
>
> Unaufhörlich geschieht es, dass durch den Heiligen Geist ‚das Wort Fleisch wird', dass das Wort in uns Fleisch wird."

Literatur

Delbrêl, Madeleine, Deine Augen in unseren Augen. Die Mystik der Leute von der Straße. Ein Lesebuch. Hg. von Annette Schleinzer, München/ Zürich/Wien 2014.

Delbrêl, Madeleine, Gebet in einem weltlichen Leben. Übertragen von Hans Urs von Balthasar, Freiburg im Breisgau [8]2018.

Meurer, Franz, Glaube, Gott und Currywurst. Unser Platz ist bei den Menschen, Freiburg i. Br. 2020.

Schleinzer, Annette (Hg.), Madeleine Delbrêl. Prophetin

einer Kirche im Aufbruch. Impulse für Realisten,

(Delbrêl 2014, 243)

München/Zürich/Wien 2017.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Digitale Communities

Eine Pilotstudie zur Followerschaft von christlichen Influencer*innen auf Instagram

Andrea Imbsweiler ist Referentin für Evangelisierung und Digitalisierung bei der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Unter dem Titel „Digitale Communities“ hat Daniel Hörsch von der Evangelischen Arbeitsstelle midi Ende Oktober 2022 eine Pilotstudie über die Follower:innen christlicher Content-Creator:innen auf Instagram vorgelegt. Bereits vor dem von der Corona-Pandemie ausgelösten Digitalboom hatte sich das soziale Netzwerk Instagram zu einem wichtigen Kanal für digitale Glaubenskommunikation entwickelt; seit Beginn der Pandemie hat sich das offensichtlich noch deutlich verstärkt. Die Creator:innen nutzen dabei die ganze Breite der auf Instagram zur Verfügung stehenden Kommunikationsformen: Posts (Bildbeiträge mit Text), Stories (eine Abfolge von Bild- und kurzen Videobeiträgen, die standardmäßig nur für 24 Stunden sichtbar sind), Reels (ein in der Regel kurzes Videoformat) und Insta-Live (Livestream einer Einzelperson oder eines Gesprächs mit bis zu drei weiteren Teilnehmer:innen mit begleitendem Chat). Die Nutzer:innen können mit „Gefällt-mir“-Markierung, öffentlichem Kommentar oder persönlicher Nachricht reagieren sowie in Stories an Umfragen teilnehmen bzw. sich bei Lives im Chat beteiligen.

Instagram erreicht grundsätzlich eine relativ junge Zielgruppe: Im Jahr 2021/22 gaben in Deutschland 49 % der insgesamt Befragten an, Instagram zu nutzen, jedoch 78 % der 16- bis 19-Jährigen und 81 % der 20- bis 29-Jährigen (vgl. statista). Entsprechend ist mit dem Engagement auf Instagram im kirchlichen Kontext meist die Hoffnung verbunden, gerade auch mit Menschen dieser Altersgruppen in Kontakt zu kommen.

Unmittelbar vor der ersten Pandemie-Hochphase hatte im Februar 2020 das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) auf Anregung des Rates der EKD das Yeet-Netzwerk gestartet, das in den sozialen Medien engagierte (vorwiegend) evangelische Content-Creator:innen zusammenbringt und unterstützt und nach eigenen Angaben vor allem Nutzer:innen zwischen 14 und 35 ansprechen möchte. Zu den elf ersten Mitgliedern zählten neben Youtuber:innen und Podcaster:innen drei Instagram-Creator:innen. Derzeit (Dezember 2022) gehören dem Netzwerk gut 30 Creator:innen an, davon ein großer Teil hauptberuflich Pfarrer:innen; etwa die Hälfte konzentriert ihr Social-Media-Engagement auf Instagram.

Da bisher wenig darüber bekannt war, wer den in der Glaubenskommunikation aktiven Instagram-Profilen tatsächlich folgt und warum, war es das Anliegen der Studie, davon ein erstes Bild zu gewinnen, auch als Grundlage für weitere Untersuchungen. Für die Pilotstudie wurden im Juli 2022 Follower:innen von 13 exemplarisch ausgewählten Profilen in deren Posts und Stories um die Teilnahme an einer Online-Umfrage gebeten. Davon gehörten zum Zeitpunkt der Befragung acht Profile dem Yeet-Netzwerk an. Um eine größere Diversität an Angeboten abzubilden, wurden fünf weitere Profile eingeladen; darunter mit dem Angebot faithpwr des Bistums Limburg auch ein katholisches Projekt. Gut 3000 Follower:innen der teilnehmenden Profile haben den Fragebogen beantwortet.

Von den Nutzer:innen ergibt sich der Studie nach folgendes Bild: Rund 85 % der befragten Follower:innen sind weiblich; zusammen etwa 58,4 % gehören den (für kirchliche Verhältnisse jungen) Altersgruppen 20–29 und 30–39 Jahre an. In der Followerschaft finden sich also überwiegend Altersgruppen, die sonst wenig in kirchlichen Kontexten auftauchen und auch der vom Yeet-Netzwerk in den Blick genommenen Altersspanne weitgehend entsprechen. Die Absicht, jüngere Personen anzusprechen, wird also durchaus erreicht.

Bei den Fragen nach der kirchlichen Verortung und Anbindung der Follower:innen zeigt sich ein doppeltes Bild. Die Mehrheit der Follower:innen hat bereits Kirchen- und Gemeindebezug: Gut 85 % sind Mitglieder einer Kirche, 69 % haben aktuell Gemeindekontakt. Unter diesem Gesichtspunkt leisten die christlichen Profile Mitgliederpflege und -bindung. Andererseits gibt es aber entsprechend auch einen Anteil von Nutzer:innen, die keiner Kirche angehören und/oder keinen Gemeindekontakt haben. Hier sieht die Studie missionarisches Potential, auch Menschen anzusprechen und zu erreichen, die sonst keinen oder wenig Kontakt zur Kirche haben.

Laut der Befragung fühlen sich 12,9 % der Teilnehmenden durch das Profil, dem sie folgen, einer Community zugehörig. Angesichts des Titels der Studie „Digitale Communities“ erscheint diese Zahl relativ gering; der Begriff der Community ist allerdings vieldeutig. Die direkte deutsche Übersetzung „Gemeinschaft“, die vielleicht das Verständnis vieler Befragter wiedergibt, legt eher eine relativ starke Verbundenheit nahe. Die Studie greift allerdings auf den in der Soziologie verwendeten und u. a. von Heidi A. Campbell für den religiösen bzw.

christlichen Kontext eingeführten Begriff der „virtuellen Community“ zurück, der einem losen sozialen Netzwerk entspricht, in dem der Grad von Zugehörigkeit und Verbundenheit dynamisch und je nach den Bedürfnissen der Mitglieder variabel ist. Die Zugehörigkeit zu mehreren oder auch vielen solcher Communitys ist möglich. Sicher liegt in diesem Bereich noch ein interessantes Feld weiterer empirischer Forschung, wie Verbundenheit, Zugehörigkeit und Gemeinschaft von den Nutzer:innen verstanden und erlebt werden. Instagram ermöglicht die Kommunikation der Nutzer:innen untereinander in gewissem Umfang durch die Möglichkeit, zu kommentieren und auf die öffentlichen Kommentare anderer zu antworten; die Kommunikation untereinander hat aber in der Regel eher untergeordnete Bedeutung, so dass ein Bezug zu anderen Follower:innen nicht unbedingt entsteht.

Wenig überraschend ist, dass ein Großteil der Followerschaft der christlichen Content-Creator:innen klar als „religiös musikalisch“ einzustufen ist: Als etwas bzw. sehr spirituell/religiös stufen sich insgesamt 90,8 % der Teilnehmer:innen ein. Für 69,8 % ist der Content wichtig für ihre persönliche Spiritualität (Summe aus den Antworten „etwas wichtig“/„wichtig“/„sehr wichtig“). Es gelingt den beteiligten Instagram-Profilen also offenbar, die Follower:innen in ihren spirituellen Bedürfnissen anzusprechen und zu unterstützen.

Bei der Motivation, einem bestimmten Profil zu folgen, sind persönliche Aspekte wie Authentizität oder sympathisches Auftreten der Influencer:innen einerseits und auf den Content bezogene Aspekte wie Interessantheit, Innovation und Aktualität andererseits mit 45,9 % bzw. 42,5 % ähnlich wichtig. Einen Mehrwert für ihren Alltag sehen 65,5 % der Follower:innen in Anregungen zum Weiterdenken, 58,9 % in Inspiration für den eigenen Glauben und 41,4 % in Ermutigung.

Viele der Teilnehmer:innen folgen mehreren christlichen Instagram-Profilen, sowohl unter den an der Studie beteiligten als auch weiteren; es gibt zwischen den Profilen offenbar einen hohen Vernetzungsgrad. Der Blick auf das entstehende Netzwerk von Netzwerken durch eine Netzwerkanalyse könnte aufschlussreich sein, z. B. wie Nutzer:innen ihre individuellen Bedürfnisse durch die Zusammenstellung verschiedener Profile zu erfüllen suchen.

Mit dieser Studie gibt es nun also erste grundlegende Erkenntnisse über die Nutzer:innen christlicher Profile auf Instagram, ihre Motivation und den Mehrwert, den sie in diesen Angeboten finden. Diese können als Basis für detailliertere Untersuchungen in der Zukunft dienen, liefern aber auch bereits in dieser Form Argumentationshilfen, die das kirchliche Engagement für die Pastoral im digitalen Raum stärken können, indem sie einige der Hoffnungen und Erwartungen, die kirchlicherseits an ein Engagement in den sozialen Medien geknüpft werden, bestätigen – den Kontakt mit einer eher jungen Zielgruppe, die Funktion sowohl der Mitgliederbindung als auch einer Verbindung mit Interessierten außerhalb der Kirchen, die Bedeutung für das spirituelle Leben der Nutzer:innen. Auf zukünftige weitere Erkenntnisse darf man gespannt sein.

Die gesamte Studie, die auch praktisch-theologische Einordnungen enthält, kann kostenlos als PDF heruntergeladen werden.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Erlebnis Kirche Sankt Johannes Frankfurt/M.-Goldstein

Oder: Es bleibt, wer sich bewegt

Christine Sauerborn-Heuser ist Gemeindereferentin und Projektleiterin der Erlebnis Kirche Sankt Johannes der Täufer in Frankfurt-Goldstein. Zusammen mit zwei Ehrenamtlichen und einer Kollegin bildet sie die Leitung des Teams Erlebnis Kirche, das für das inhaltliche Programm des Kirchorts zuständig ist.

Werner Portugall ist Pfarrer der „Pfarrei neuen Typs“ Sankt Jakobus in Frankfurt am Main. Seit ihrer Gründung im Jahr 2015 setzt das Pastoralkonzept von St. Jakobus darauf, den drei zentralen Kirchorten durch inhaltliche Profilierung und charismenorientierte Förderung von Ehrenamtlichen neue Zielgruppen zu erschließen.

Mangel macht kreativ

Die Geschichte der Erlebnis Kirche Sankt Johannes beginnt mit einem Schock. Als 2007 im Bistum Limburg nach komplexen Vorarbeiten die konkreten Ergebnisse von „Sparen und Erneuern in den Kirchengemeinden“ den damals noch selbstständigen drei Pfarreien St. Mauritius Schwanheim, St. Johannes Goldstein und Mutter vom Guten Rat Niederrad vorgestellt wurden, brach in Goldstein die Panik aus. Was dort an Räumen und Personal eingespart werden sollte, kam vielen Verantwortlichen vor wie eine strategisch kaum verhohlene Aufforderung zum „Plattmachen“ des Kirchorts. Von einst rund 2000 m^2 bebauter Fläche sollten noch 550 übrig bleiben. Eine Kirche bräuchte man vielleicht nicht unbedingt, hieß es bei der mündlichen Präsentation vonseiten der Akteure des Bischöflichen Ordinariats. Die Goldsteiner:innen wehrten sich natürlich. Es wurden Pläne für ein Familienzentrum geschmiedet. Aber weil das Bistum über 40 Umbauprojekte aus Sparen & Erneuern zu bearbeiten hatte, ohne nach der Finanzkrise von 2008 noch über die nötigen Mittel zu verfügen, wurde das Goldsteiner Projekt zunächst auf Eis gelegt. Das nahm man vor Ort zunächst als Entwarnung wahr. Und so fusionierten erst mal die beiden Pfarreien St. Mauritius und St. Johannes zu einer, um dann ab 2010 zusammen mit der Pfarrei Mutter vom Guten Rat einen pastoralen Raum zu bilden. Zeitgleich war der Pfarrer von Schwanheim und Goldstein in Ruhestand gegangen. Der Niederräder Pfarrer Werner Portugall wurde Priesterlicher Leiter des neuen Raums, zu dem 11.000 Katholik:innen gehören.

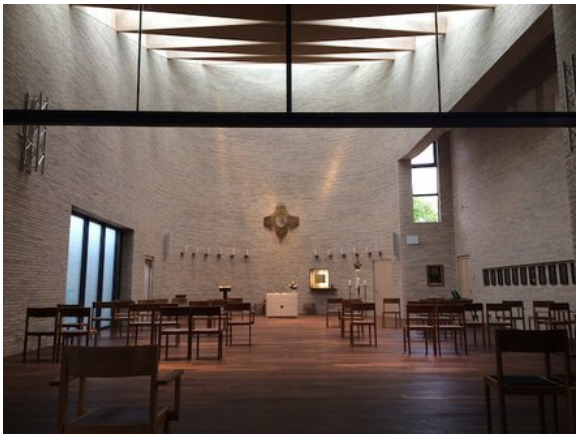
begeistern – begleiten – befähigen – beauftragen

Mit dieser personellen Veränderung einher ging ein geistlicher Teamentwicklungsprozess, den Dr. Stephan Wesely leitete. Es war ein sehr wichtiger Meilenstein, denn in ihm stellte sich das Team in seinen Haltungen neu auf: Der Umgang mit Ehrenamtlichen wurde einem Update unterzogen. Hauptamtliche sollten sich sehr viel stärker darauf konzentrieren, sich als „Coaches“ von ehrenamtlichen „Playern“ zu verstehen. Wenn jemand mit seiner Begeisterung an eine Gemeinde herantrete, solle diese Begeisterung gut begleitet werden, um Ehrenamtliche zu befähigen, sich in Einklang mit ihren Talenten und Neigungen einbringen zu können. Die Gemeinde müsse lernen, solcherart befähigte Ehrenamtliche dann auch entsprechend zu beauftragen, um diesem Engagement Wirkung und Autorität zu verleihen, aber es auch immer wieder strategisch und thematisch in die Ausrichtung der Pfarrei einzubinden. Dieser Kreis der „4 b’s“, wie wir den Zyklus von „begeistern, begleiten, befähigen und beauftragen“ nennen, führe perspektivisch zu einem natürlich-unangestrengten Wachstum der Gemeinde. Zudem führe er auch Hauptamtliche zur permanenten Volontarisierung in ihrem Berufsleben und erhöhe deren Zufriedenheit. Auch für sie gelte es, ihren Dienst in Einklang mit ihren Neigungen, Stärken und Talenten tun zu können, statt Lücken zu füllen und ehrenamtliche Ausfälle permanent zu kompensieren, ohne sie zu reflektieren. In unserem synodal entwickelten Pastoralkonzept sind unsere Gedanken zu all dem niedergelegt und veröffentlicht.

Pastorale Biodiversität durch thematische Schwerpunktsetzung

Als weiterer Baustein entstand im Zusammenwirken mit den synodalen Gremien des pastoralen Raums ein Pastoralkonzept, das jedem der drei Kirchorte eine besondere Funktion und ein eigenes Profil zuwies. Dabei spielten gewachsene Stärken der Kirchorte ebenso eine Rolle wie Analysen aus der Befassung mit den Sinusstudien jener Jahre, die markante Veränderungen in den ästhetischen Milieus der Stadtteile aufwiesen. Was aus Sparzwängen und Veränderungsdruck angesichts sinkender Mittel hervorgegangen war (aber auch aus den historischen Veränderungen in der Gestalt der ehemaligen Pfarreien, die sich noch am „klassischsten“ in Schwanheim behauptete), wurde zur Chance. Mit der Zeit erhöhte sich durch die Themenkirchen die pastorale Biodiversität in der Pfarrei. Damit einher geht eine wachsende Beziehungs- und Kooperationsvielfalt. Hatte vor Jahren ein junger Erwachsener gesagt: „Das Problem der Kirchen besteht nicht darin, dass zu wenig Leute in der Kirche sind, sondern zu viele von einer Sorte“, so geht es heute darum, zentrifugal engagierte Kreise und Einzelpersonen immer wieder gut innerhalb der Pfarrei zu vernetzen und zu moderieren, damit uns unser Programm nicht um die Ohren fliegt. Die geteilten Visionen, die in das Pastoralkonzept eingegangen waren, und der historisch günstige Zufall, dass der Frankfurter Caritasverband für sein Jugendwohnheim einen neuen Ort suchte, führten dazu, dass das Bistum, aber auch die Goldsteiner:innen vor Ort überzeugt werden konnten, sich auf rund

550 m^2 zu reduzieren, dafür aber in nächster Nachbarschaft mit einer markanten Einrichtung des Caritasverbandes die eigene Sozialpastoral zu aktualisieren und einen Neubau zu planen, der dem Konzept des Kirchorts als „Erlebnis Kirche“ die passende architektonische Hülle geben würde.



Komfortzonen verlassen hat viel Schönes

Wer schon mal pilgern war, kennt das Diskutieren, Zählen und Abwiegen der Ausstattung und des Rucksacks, bevor es losgeht. Das Ritual der Reduktion ist vielleicht manchmal auch eine Gestalt der Angst vor dem Aufbruch: Habe ich wirklich alles Wichtige und Nötige dabei? Warum tue ich mir das überhaupt an? Komfortzonen zu verlassen, ist erst mal unangenehm. Aber es hat auch viel Schönes, wenn es dann erst mal losgeht. Genauso war das wohl auch in den drei Jahren, in denen Goldstein sich in die Obdachlosigkeit begab. Die Kirche/das neue Zentrum wurden gebaut, als in Deutschland die Preise im Bauwesen explodierten. Dann kam Corona. Es war nicht einfach. Aber es gab eben auch dies: „Sankt Johannes unterwegs“ stand als Schlagzeile und Titel über den Veranstaltungen, die die Erlebnis Kirche in diesen Jahren an kirchenfremden Orten unternahm. Dabei wurden volks- und hauskirchliche Traditionen ebenso einbezogen wie Neues ausprobiert. Erzählen wir mal von drei Beispielen:

Weihnachten bei der Feuerwehr

Mangels Räumlichkeiten waren wir während der Bauarbeiten auf der Suche nach einem geeigneten Ort, an dem wir mit etwa 300 Menschen den Weihnachtsgottesdienst an Heiligabend feiern konnten. Überlegungen, etwa ein Zirkuszelt aufzubauen, verliefen im Sand oder waren unmöglich zu realisieren. Wir benötigten schlicht eine größere Halle, etwas Überdachtes. Irgendwann auf dem Nachhauseweg fiel der Blick aufs Feuerwehrgerätehaus. Wenn Platz für vier Feuerwehrautos ist, wäre da doch sicher auch … Die Idee war geboren und die Nachfrage bei der freiwilligen Feuerwehr wurde sofort positiv beschieden. Dank vieler helfender Hände und der Unterstützung der jungen Feuerwehrmänner und -frauen konnten wir so dreimal (der Bau zog sich in die Länge) mit je 400 Teilnehmenden in besonderer und schlichter Umgebung Weihnachten feiern – ein ganz besonderes Erlebnis!

Gartengetuschel und eine schwangere Maria

Goldsteins Mitte ist geprägt von großen Gärten: 700 m^2 große Erbpachtgrundstücke sind dort die Regel. Die Siedlung Goldstein wurde vor 90 Jahren für finanziell nicht gut Gestellte als soziales Projekt mit Selbstversorgergärten gebaut. So entstand in der Übergangszeit das Projekt „Gartengetuschel“: Menschen luden im Mai in ihren Garten ein. Jeder Abend stand unter einem bestimmten Thema. Ein spiritueller Impuls eröffnete das Getuschel. Anschließend wurde ein (handwerkliches) Projekt von Ehrenamtlichen angeboten, das einen Zusammenhang mit gärtnerischem Tun aufwies: Kräuterbestimmung, Blumensträußebinden, Naturfotografie und Insektenhotelbau seien an dieser Stelle exemplarisch erwähnt. Dabei wurden je eigene Charismen von Menschen sehr bewusst

eingebracht. Musikalische Gruppierungen unterstützten das Getuschel. Diese Form des Unterwegsseins wird weiterhin gepflegt werden, auch wenn wir nun fest behaust sind.

Im Advent bestimmte eine eigens für diesen Zweck geschnitzte schwangere Marienfigur den Gedanken des Unterwegsseins. „Maria unterwegs“: Themenabende wie etwa der Bericht einer Hebamme oder ein Gespräch mit dem Stadtdekan, der ein Statement zu seiner Marienfrömmigkeit als Impuls gab, wechselten mit der Möglichkeit, sich die schwangere Maria für einen Tag nach Hause einzuladen, sich alleine mit ihr zu beschäftigen, mit anderen Gottesdienst zu feiern oder über Maria ins Gespräch zu kommen. Der alte Brauch des Marientragens wurde in die heutige Zeit übersetzt.

Exkursionen zu Exoten

Mit dem Team Erlebnis Kirche und weiteren Interessierten nutzten wir die Zeit der „Raumlosigkeit“, um andere interessante Konzepte in Kirchen und Pfarreien anzuschauen, nachzufragen, uns inspirieren zu lassen. Da gehörte ein Gottesdienstbesuch mit anschließendem Gespräch in der in Liturgie und Ästhetik außergewöhnlichen Aschaffenburger Kirche Mariä Geburt genauso dazu wie der Besuch im Zeitfenster Aachen mit seinem Gottesdienst „für Herz und Hirn“ und in der Pfarrei St. Petrus in Bonn mit dem Leitungskonzept des Petrusweges. Neuere Kirchenbauten im Frankfurter Umkreis wurden besichtigt, und mit einer Gruppe Firmkatechet:innen war es möglich, an einer Kundschafterexkursion des Bistums Limburg nach Israel teilzunehmen. Viele dieser Erfahrungen haben uns für unsere Arbeit Denkanstöße und Ideen gegeben.

Es bleibt, wer sich bewegt

Im Laufe der Zeit möchten wir weiter auf dem Weg bleiben, spirituelle Erlebnismöglichkeiten zu entwickeln und auszubauen sowie Menschen mit ihrer Begeisterung und ihren Charismen für ihre Tätigkeiten zu qualifizieren und zu unterstützen. Der neu gestaltete Ort der Erlebnis Kirche ermöglicht, Gottesdienstformate zu überlegen und auszuprobieren. *„Trial and error“* darf hier einen Platz haben. Das Ziel in den nächsten Jahren ist es, hier einen Ort entwickelt zu haben, der Glaubenserlebnisse in einem „kleinen Exerzitienhaus“ ermöglicht, experimenteller *„think tank“* für die Pfarrei sein will und zugleich der Qualifizierung von kirchlich engagierten Ehrenamtlichen auch überregional dient.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

„Der/die Single, das unbekannte Wesen?“

Erste überdiözesane Denkwerkstatt Singlepastoral

Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Am 14./15. November 2022 fand in Heilbad Heiligenstadt (Thüringen), vom Bonifatiuswerk gefördert, die erste überdiözesane Denkwerkstatt Singlepastoral mit Teilnehmenden aus unterschiedlichen pastoralen Feldern und aus 13 (Erz-)Bistümern statt. Die dargebotenen Erkenntnisse der Singleforschung und der intensive fachliche Austausch zeigten spezifische Fragestellungen zur Lebenswirklichkeit und zu den Wünschen und Vorstellungen einer Bevölkerungsgruppe mit dem Merkmal „Single“, die sowohl in der Gesellschaft als auch im Raum der Kirche anwächst, pastoral jedoch oft noch zu wenig wahrgenommen wird.

Dabei ist gar nicht so einfach zu bestimmen, wer ein:e Single ist. Der Hinweis auf die Zahl der Ein-Personen-Haushalte, der in vielen größeren Städten bereits bei 50 % liegt, reicht jedenfalls nicht aus, so Prof. Dr. Tobias Künkler, der für die CVJM-Hochschule Kassel eine Studie zu hochreligiösen Singles erarbeitet hat. Eher geht es um den selbst wahrgenommenen Beziehungsstatus. So gibt es Menschen, die gewollt oder ungewollt Single sind; Singles repräsentieren verschiedene Lebensalter und soziale Milieus. Manche sind von Grund auf Single, andere werden es durch Trennung, Scheidung oder Verwitwung. Maria Pirch, die als Gemeindereferentin Trauergruppen in der Pfarrei Franziska von Aachen begleitet, berichtete von den Trauerprozessen von Menschen unterschiedlicher Altersgruppen. In der Außensicht bewegt sich Singledasein zwischen den Polen von „einsame Herzen“ bis „egoistische Hedonisten“, selbstgefühlt im Spannungsfeld von Freiheit und Einsamkeit.

Bedingt durch eine gewisse kirchliche Fixierung auf Ehe und Familie als „Normalzustand“ werden Singles in der Kirche als Personengruppe mit spezifischen Erfahrungen, Bedürfnissen und Chancen noch zu wenig wahrgenommen, meinte Astrid Eichler, Netzwerkerin für Singles und Mitbegründerin des Netzwerks Solo & Co. Gleichzeitig wollen viele Singles gerade eben nicht nur mit diesem Merkmal in der Kirche angesprochen und damit stigmatisiert oder bemitleidet, erst Recht nicht „katholisch verpartnert“ werden. Gleichwohl sind laut der Studie von Prof. Künkler 80 % aller befragten Singles auf Partner:innensuche bzw. wünschen sich eine:n Partner:in. Nur 3 % sind es ausdrücklich nicht.

Religiöse Singles versuchen, die mit ihrem Single-Dasein verbundenen existentiellen und geistlichen Fragen zu bearbeiten: Bin ich attraktiv genug? Will Gott, dass ich noch jemanden kennenlerne? Im Feld zeigt sich bei Singles eine große Bandbreite von Unzufriedenheit (75 %) mit dem Thema „Ausleben der eigenen Sexualität“ bis hin zur Spiritualisierung von Enthaltsamkeit.

Gelungene Praxisbeispiele von singlepastoralen Initiativen wurden aus den Bistümern Osnabrück, Dresden-Meißen und Magdeburg sowie aus der Arbeit der evangelischen Kirche vorgestellt.

Welche pastoralen Fragen und Herausforderungen für die (Erz-)Bistümer ergeben sich für die Pastoral mit Singles?

- Ein guter Weg zu einer singlefreundlichen Pastoral ist der Dreischritt Wahrnehmung/Aufmerksamkeit, Wertschätzung und Vernetzung.
- Es gibt darüber hinaus den Bedarf, dass die hauptberuflich und freiwillig in der Seelsorge Engagierten dafür sensibilisiert werden, die Gaben und das Potenzial wahrzunehmen, welche Singles in die Pastoral einbringen können. Auch in der Aus- und Fortbildung und im Austausch der pastoral Verantwortlichen kann diese Thematik größere Bedeutung einnehmen.
- Vor Ort und überregional (Pfarreien, pastorale Räume, Bistumsebene, Verbände, kategoriale Pastoral) können spezifische pastorale Angebote (Wochenende, Gesprächstreffen, gemeinsame Aktionen, Trauergruppe etc.) möglichst nicht nur *für* Singles, sondern *mit* ihnen gemeinsam entwickelt werden.

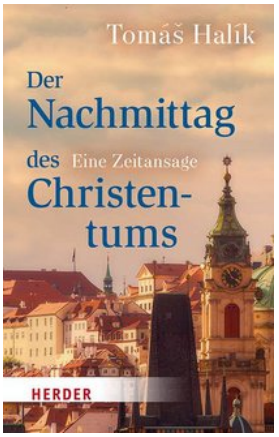
Dr. Martina Kreidler-Kos, die Leiterin des Seelsorgeamtes im Bistum Osnabrück, die eigene Erfahrungen zur praktischen Arbeit im Seelsorgeamt wie auch aus dem Synodalforum „Leben in gelingenden Beziehungen“ des Synodalen Weges beisteuerte, erklärte sich bereit, die Thematik auf der Konferenz der Seelsorgeamtsleiter:innen einzubringen und sie zu ermutigen, um in den Diözesen das Bewusstsein für eine qualitätvolle singlefreundliche Pastoral zu stärken.

Die Teilnehmenden an der Denkwerkstatt wünschen sich nach der ersten Denkwerkstatt weitere Gelegenheiten einer diesbezüglichen überdiözesanen Vernetzung und Weiterarbeit.

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Der Nachmittag des Christentums

Eine Zeitansage



Tomáš Halík, Der Nachmittag des Christentums. Eine Zeitansage, Freiburg: Herder 2022, ISBN: 978-3-451-03355-1, 317 Seiten, € 22,00.

Tomáš Halík ist schon längst einer der „Großen“ und „Verbreiteten“ unter den theologischen und geistlichen Schriftstellern dieser Tage. Sein Werk ist von seiner soziologischen, psychologischen, theologischen und philosophischen Kompetenz ebenso geprägt wie von seiner Biografie als ehemaliger Untergrundpriester in der kommunistischen Tschechoslowakei und von der Transformation, die sich nach dem Ende des Kommunismus durch Modernisierung und Säkularisierung gerade in den osteuropäischen Gesellschaften abspielt. Sein Buch „Der Nachmittag des Christentums“ ist nicht weniger als eine Zeitansage, die eine große Vision über die Zukunftsmöglichkeiten eines neu verstandenen und anders praktizierten Christentums vor Augen stellt.

Das Christentum ist in eine nachmittägliche Epoche der Reifung und Vertiefung eingetreten, nachdem die Kirche in der prämodernen Zeit, dem „Vormittag“, ihre institutionellen und doktrinellen Strukturen aufgebaut hat. Durch Säkularisierung ändern sich die Gestalten der Religion und ihre Rolle in den Gesellschaften und Kulturen. „Das Christentum der Spätmoderne ist in eine gewisse kulturelle Obdachlosigkeit geraten. […] Der christliche Glaube sucht sich in dieser Zeit des Wandels kultureller Paradigmen erst noch eine neue Form, ein neues Zuhause, neue Ausdrucksmöglichkeiten, neue gesellschaftliche und kulturelle Aufgaben und neue Verbündete“ (67 f.). Halík begreift Säkularisierung als Kairos für das Christentum, eine Herausforderung und neue positive Möglichkeit, den Glauben zu erneuern und zu vertiefen. Nach der Aufklärung ist Religion zur „Weltanschauung“ (Lehre, Doktrin) geworden, die in erster Linie „das Jenseits“ betrifft und in der irdischen Sphäre von spezialisierten religiösen Institutionen (Kirchen) repräsentiert wird. Der christliche Glaube ist jedoch nun den bisherigen Formen von Religion entwachsen, ist nicht mehr traditionalistisch zurückzudrängen. Der Autor sieht große Chancen für eine Kirche in einem „Übergang vom Katholizismus zur Katholizität“ (82). „Wenn die Kirchen der Versuchung der Egozentrik und des kollektiven Narzissmus, des Klerikalismus, Isolationismus und Provinzialismus widerstehen, können sie zu einer neuen, breiteren und tieferen Ökumene beitragen“ (13). Es geht ihm um die Mitwirkung an einer *civitas oecumenica* als gemeinsamem Engagement für die Menschheitsfamilie zu einer Kultur der Kommunikation, des Teilens und des Respekts vor der Andersheit durch Freigeben.

Glauben charakterisiert Halík einerseits in einem dynamischen Verständnis als Weg der Nachfolge Christi, anderseits im Sinne eines anonymen Glaubens oder Lebensglaubens als „Glauben der Ungläubigen“: Die Weise, wie ein Mensch Mensch ist, ist der authentischste Ausdruck eines Glaubens oder Unglaubens. Die Buntheit und Dynamik des geistig-geistlichen Lebens unserer Zeit kann durch Kategorien der traditionellen Religionssoziologie und -psychologie nicht mehr adäquat erfasst und zum Ausdruck gebracht werden. Die geistig-geistliche Suche erscheint manchmal auch in scheinbar völlig nichtreligiösen Formen als Sehnsucht nach dem Guten, nach Wahrheit und der Schönheit, nach der Liebe und dem Sinn. Die menschliche Erfahrung zeigt sich so als der Ort der Offenbarung Gottes. Insofern schließt Tomáš Halík an die Gedanken über ein religionsloses Christentum von Dietrich Bonhoeffer, aber auch an die Theorie des anonymen Christentums von Karl Rahner an, der sich auch das aktuelle Schrifttum von Christoph Theobald verpflichtet weiß. Angesichts der derzeitigen Konflikte in der katholischen Kirche um eigene und fremde Quellen der Offenbarung und um Veränderungen in der Kirche zeigt der tschechische Intellektuelle hier deutlich Flagge.

Durch die Transformation der sich zunehmend der Kirche entziehenden Religion zeigen sich als Erben der modernen Religion nicht nur politisch-identitäre Ideologien oder auch die Verwandlung von Religion in Spiritualität, sondern auch eine wachsende Zahl derjenigen, die sich weder zu einer „organisierten Religion“ noch zum Atheismus bekennen *(nones)*. Bei Glaubenden und „Atheisten“ gibt es gleichermaßen *seekers* („Suchende“) wie *dwellers* (solche, die meinen, ihren Ort gefunden zu haben). Für Halík weisen die Würde der menschlichen Person und die Grundrechte in eine Form von Universalität der Religion, die als „dritter Ökumenismus“ einen Weg des offenen Dialogs mit dem säkularen Humanismus darstellt und so selbst zu einem „säkularen Glauben“ wird. Das Christentum kann zu einer globalen *civitas oecumenica* beitragen: „Wenn das Christentum zur Kultivierung der globalen Gesellschaft beitragen will, dann kann das nur ein Christentum sei, das ‚kenotisch‘ von jeglichem Machtanspruch und jeglicher klerikaler Engherzigkeit befreit ist. Diese Welt braucht weder ein ‚christliches Reich‘ noch eine christliche Ideologie. Einen Beitrag zu ihr kann nur ein ökumenisch offenes Christentum leisten, das zum Dienst an den Bedürftigen bereit ist“ (158).

So postuliert Halík einen impliziten Glauben, der den Bedürftigen tätige Liebe entgegenbringt, ohne dazu eine explizit „christliche“ Motivation haben zu müssen. Es gibt auch Jünger, die „uns“ nicht nachfolgen, anonyme Christen, eine unsichtbare Kirche. Damit greift er das Konzept des universalen Christus bei Teilhard de Chardin auf: Bereits durch sein Menschsein ist jeder Mensch mit demjenigen verbunden, in dem Gott die Vergöttlichung des Menschseins als eines solchen verwirklicht hat. Gedanken aus der französischen *pastorale d'engendrement* klingen an, wenn Tomáš Halík formuliert, dass es im Christentum darum geht, neu geboren zu werden, sich verwandeln zu lassen.

So ist es nur folgerichtig, dass der Autor Glaube sehr weit, eher im Sinne von Spiritualität versteht: „Viele Menschen, die aus den verschiedensten Gründen die religiöse Sprache nicht verstehen und nicht in religiösen Begriffen denken, verstehen trotzdem, was Gebet, Meditation, Anbetung ist“ (232). Der wesentliche Teil des Glaubens lebt im Unbewussten. Der Theologe schlägt vier Konzepte oder Bilder von Kirche vor, die als Wegmarkierungen die Transformation anzeigen: das Volk Gottes, das durch die Geschichte pilgert, die Schule der christlichen Weisheit, das Feldlazarett, der Ort der Begegnung und des Gesprächs. Es geht der Kirche der Zukunft um eine geistliche Begleitung von Menschen an der Grenze zwischen der religiösen und der säkularen Sphäre: Gott in allen Dingen finden. Den universalen Christus suchen, der in der kosmischen Evolution anwesend ist, und ein Finden des Auferstandenen, der (oft anonym) im geschichtlichen Wandel und in der Entwicklung der Gesellschaft anwesend ist.

Man kann sicherlich viele kritische Anfragen an Halíks Thesen stellen. Einerseits scheint die Kirche in ihrer derzeitigen strukturellen und geistig-geistlichen Verfasstheit – in Deutschland und darüber hinaus – so gar nicht in der Lage zu sein, eine solche Erneuerung voranzubringen. Man kann auch fragen, ob es die von Halík propagierten vielen *seekers* tatsächlich gibt, gerade angesichts von soziologischen Erkenntnissen, die doch eine signifikante Zunahme von religiöser Indifferenz aufweisen. Nach jüngsten Studien in den Niederlanden scheint es sogar so zu sein, dass jüngere Jahrgänge sogar die Sinnfrage als solche ablehnen bzw. als etwas von außen an sie Herangetragenes zurückweisen.

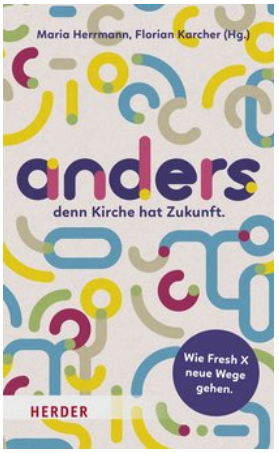
Schließlich kommt seine Theologie zugegeben recht eurozentrisch daher. Die weltweite Bedeutung einer Entwicklung „vom Katholizismus zur Katholizität“, als uneigennützige Unterstützung einer großen Ökumene der Menschheitsfamilie durch das Christentum, zeigt sich aus einer lateinamerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Perspektive noch einmal je anders. Insofern muss sich Halík dem Vorwurf aussetzen, es handele sich um eine Theologie von und für alte, weiße, gebildete Männer. Dennoch ist das Buch eine Ermutigung und ein Impulsgeber für alle, die diese Kirche noch nicht aufgegeben haben und sich für eine nicht rückwärtsgewendete Suche nach den Wurzeln des Christlichen bzw. nach dem Evangelium in einer veränderten Zeit engagieren.

Hubertus Schönemann

evangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

anders, denn Kirche hat Zukunft

Wie Fresh X neue Wege gehen



Maria Herrmann/Florian Karcher (Hg.), anders, denn Kirche hat Zukunft. Wie Fresh X neue Wege gehen, Freiburg: Herder 2022, ISBN: 978-3-451-39236-8, 270 Seiten, € 26,00.

In Fachkreisen sind die *Fresh Expressions of Church* (Fresh X), die ursprünglich aus der Anglikanischen Kirche her kommende Initiative der frischen Ausdrucksformen von Kirche, bereits seit langem bekannt. Einem größeren Kreis kirchlicher Interessierter könnten sie durch dieses neue Buch nähergebracht werden.

Die Fresh X sind ein praktischer Antwortversuch auf die Frage, wie das Evangelium auf neue Weise entdeckt und wirksam werden kann. Nicht unbedingt sind sie dazu gedacht, die institutionell-verfasste Kirche aufzubauen bzw. sie zu „retten". Sie sind eher Ausdruck einer Vorstellung von Kirche, die sich im jeweiligen Kontext mit den Gaben der Beteiligten auf neue Weise und in vielfältigen Formen – oft ungewohnt und „störend" kreativ – realisiert. Im Unterschied zu England zeigen sich Fresh X in Deutschland nicht als „einheitlicher und zentral gesteuerter Arbeitsbereich", sondern vereinen sehr unterschiedliche Initiativen von Menschen, die unterschiedlichen Konfessionen angehören oder den konfessionellen Kontext innerlich oder äußerlich schon längst hinter sich gelassen haben.

Das Buch kommt frisch und fröhlich daher, nicht nur wegen der kreativen Covergestaltung, sondern auch, weil hier eine neue Generation von Praktiker:innen und Nachdenker:innen in kurzen, knackigen Beiträgen erzählt, wie es denn gehen kann, wenn Kirche auf andere Weise Zukunft haben kann. Dabei geht es um ein Experimentieren mit Formen, die vielfältig, fluide, prozesshaft und am sozialen Kontext orientiert sind und vielleicht gerade deshalb eine neue Erfahrung dafür darstellen, wie kirchliche Gemeinschaft auch sein kann und wie Menschen auf neue Weise zum Glauben kommen.

Das Buch führt den:die Leser:in durch drei Teile, deren erster aufweist, warum es neue Formen von Kirche braucht und wie sie jetzt schon entstehen, deren zweiter Haltungen und Prozessen gewidmet ist, die bei der Entstehung und Etablierung von Fresh X zum Ausdruck kommen, und deren dritter darstellt, was sich in einzelnen Aspekten zeigt, wenn Kirche anders wird. Gerade hier zeigt Felix Goldingers Blick auf die Netzgemeinde da_zwischen, dass ihr eine inkarnierte Theologie zugrunde liegt, zeigt Jonte Schlagner, wie die Orientierung an den iro-schottischen Wandermönchen eine Form von *new monasticism* etablieren kann, zeigen Anna und Erik Reppel, dass auch ein Businessplan dazugehört, eine Fresh X wie das Pixel Sozialwerk kompetent und nachhaltig zu entwickeln.

Es liegt in der Natur des gesellschaftlichen Wandels, der in sozio-kultureller Hinsicht die herkömmlichen Modelle obsolet erscheinen lässt, dass sich Glaubenskommunikation und Kirche auf frische Weise realisieren. Gleichzeitig berichten Autor:innen auch, wie problematisch es innerhalb der kirchlichen Struktur ist, mit anderen etwas Neues zu implementieren oder nur einfach Innovation auf verschiedenen Ebenen zu wagen. Zu stark scheint das Beharrungsvermögen zu sein, Kirche in einer traditionellen Weise und in herkömmlichen Prozessen, Narrativen und Verlaufsformen zu denken und zu gestalten. Hierzu gehören auch Grundhaltungen für das Teilen von Verantwortung sowie den Umgang mit Macht, mit Komplexität und Diversität und mit den Ressourcen zivilgesellschaftlichen Engagements. Viele Themen, die für die katholische Kirche in Deutschland derzeit konfliktiv auf dem Synodalen Weg diskutiert werden, zeigen sich in den Fresh X in alternativ verarbeiteter Weise.

Es gehört zum Selbstverständnis der Fresh X, dass es Gott selbst ist, der wirkt und Menschen beruft, die in Teilhabe möglichst vieler und in der Orientierung auf die unmittelbaren Herausforderungen des sozialen und kulturellen Umfelds in vielfältigen und unterschiedlichen Ansätzen gründerisch oder pionierhaft initiativ tätig werden. In der derzeitigen Transformationskrise der Kirche(n) zeigt das Buch, wie sich das Engagement von Pionier:innen mit dem Wachsen des Gottesreiches verbinden kann. Dennoch: Fresh X stellen in einer institutionell, konfessionell, hierarchisch und territorial verstandenen Kirche weithin immer noch einen Fremdkörper dar. Hierin liegt die eigentliche Sprengkraft der „Bewegung", dass die Akteur:innen traditionell „vereinnahmende" und „sozialisierende" Formen von Kirche letztlich bereits hinter sich gelassen haben. Wie dann die Diskurse um Ressourcen, Deutungsnarrative und Kirchenbilder, um Verkündigungsformen und Zugehörigkeit mit den Diözesen und Landeskirchen laufen können, zeigen die Bemühungen, Erprobungsräume und neue Gemeindegründungsinitiativen in den institutionalisierten Kirchen anzuregen, zu ermöglichen, zu unterstützen und zu begleiten. Dabei wird überdeutlich, dass es schließlich nicht um ein Hineinwachsen in herkömmliche Formen von Kirche geht, sondern um etwas ganz Anderes, wo Glaube und Leben, Evangelium und Kontext sich gegenseitig neu erschließen und neue Wege von Berufung, Spiritualität,

Gemeinschaft und Nachfolge kreiert werden.

Hubertus Schönemann

εὐangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Charisma als externe Lösungsenergie

Das Open-Innovation-Paradigma in einer charismenorientierten Pastoral

Theresa Theis, Charisma als externe Lösungsenergie. Das Open-Innovation-Paradigma in einer charismenorientierten Pastoral (Angewandte Pastoralforschung 6), Würzburg: Echter Verlag 2022, ISBN: 978-3-429-05782-4, XI + 333 Seiten, € 42,00.

Theresa Theis nimmt die Leser:innen in ihrer Dissertation mit auf eine Reise in für Kirche noch eher ungewohnte Gewässer. Konkret: Sie stellt ein betriebswirtschaftliches Konzept – das Open-Innovation-Paradigma – vor und bindet es ein in Diskurse über Charismen, Partizipation und Innovation in der Kirche.

Kurz gesagt beinhaltet der Open-Innovation-Ansatz, dass Unternehmen das Wissen von Kund:innen, insbesondere von „Lead Usern", für die eigene Produktentwicklung nutzen. Beispielsweise geht in manchen jungen Sportarten die Entwicklung der Sportgeräte zu einem wesentlichen Teil nicht auf die Ideen von unternehmensinternen Entwicklungsabteilungen, sondern auf die Tüfteleien von Praktiker:innen zurück; ähnlich sind auch der Kaffeefilter und das Carsharing erfunden worden. Lead User – die aus der Unzufriedenheit mit den von Unternehmen angebotenen Produkten heraus selbst kreativ und innovativ agieren – sind für Unternehmen sehr wertvoll, da sie u. a. Motivation, Produkt- und Anwendungskenntnisse mitbringen, die man unter Umständen für die eigene Produktentwicklung nutzen kann. Eine solche Einbindung externen Lösungswissens hat allerdings oftmals zu kämpfen mit dem „Not-invented-here"-Syndrom (der instinkthaften Ablehnung von Ideen von außerhalb), wie es auch für die Kirche bereits diagnostiziert wurde.

Zum Open-Innovation-Paradigma gibt es nicht nur Theorien und wissenschaftliche Studien zur Wirksamkeit des Ansatzes, sondern auch verschiedene methodische Ansätze, die Theis ausführlich vorstellt (und durch Beispiele anschaulich macht). Insgesamt machen die Erläuterungen dieses wirtschaftswissenschaftlichen Konzepts rund ein Drittel der inhaltlichen Ausführungen der Arbeit aus.

Der zweite (oder eigentlich, der Reihenfolge im Buch nach, der erste) Brennpunkt der Arbeit ist „Charisma" als biblisches – vor allem paulinisches – Konzept. Theis geht die einschlägigen neutestamentlichen Stellen durch und setzt sich mit der Fachliteratur auseinander, um Aspekte einer „neutestamentlichen Charismenorientierung" zu identifizieren. Das ist zwar kein Unterfangen, das nicht auch schon andere in Angriff genommen hätten, aber ein sinnvolles und gerade auch wegen der Ausführlichkeit in dieser Dissertation verdienstvolles Unternehmen; auch der Rezensent ringt fortwährend mit dem nur schwer zu fassenden Charismenbegriff. Und so ist es nicht verwunderlich, dass auch Theis – hermeneutisch gut informiert – die Uneindeutigkeit bzw. Pluralität der Begriffsverwendung im Neuen Testament betont.

Die Arbeit ist klar strukturiert. Steht die Auseinandersetzung mit den Konzepten „Charisma" und „Open-Innovation-Paradigma" im Zentrum (verbunden durch eine Zwischenbetrachtung zum Verhältnis von Pastoraltheologie und Ökonomik), so bilden zwei andere Teile den Rahmen (sieht man einmal von Einleitung und Ausblick ab, die gewissermaßen einen äußeren Rahmen darstellen):

In einem ersten großen Kapitel werden aktuelle (Forschungs-)Literatur und kirchliche Konzepte und Verlautbarungen zum Thema Charismenorientierung – und auch Partizipation – vorgestellt; außerdem berichtet die Autorin von den Erfahrungen mit dem Projekt „Ehrenamt im Aufbruch" im Erzbistum Berlin, an dem sie beteiligt war. Insgesamt spiegelt sich hier ein aktueller „Ist-Stand" kirchlichen Denkens und Agierens in den Diözesen Deutschlands.

Den Zielpunkt der ganzen Überlegungen – und den zweiten Teil des Rahmens – bildet dagegen ein Kapitel, das mit „Charismenorientierung als Aktivierung und Verwendung externen Lösungswissens" überschrieben ist. Darin identifiziert die Autorin „konzeptionelle Anknüpfungspunkte" zwischen dem Open-Innovation-Paradigma und aktuellen kirchenentwicklerischen Herausforderungen. Und natürlich korreliert die Einbeziehung von Lead Usern durch ein Unternehmen mit der Öffnung der Kirche im Sinne des Zweiten Vatikanums und setzen sowohl Open Innovation wie Charismenorientierung auf den „Fähigkeits- und Selbstentfaltungsaspekt des Individuums" (262) und haben etwas mit kreativen Verbesserungen, die anderen nutzen, zu tun.

Aber genau hier bleibt der Rezensent unzufrieden zurück: a) weil die „konzeptionellen Anknüpfungspunkte" unzureichend entfaltet werden; b) weil Charismen mehr sind als

Innovation.

Ad a) Ja, man kann sich als Leser:in natürlich eigenständig überlegen, wie die recht ausführlich dargestellte Open-Innovation-Methodik in der Kirche zum Einsatz gebracht werden könnte; ja, es werden in diesem Kapitel noch kurz ein paar Praxisbeispiele wie „St. Maria als …“ vorgestellt; und man kann sich von der mit Open Innovation verbundenen Grundhaltung der Offenheit nach außen anstecken lassen. Aber hier, wo sich doch eigentlich in einer Synthese theologischer und ökonomischer Überlegungen der Kernertrag des Buches bilden sollte, geht dem Rezensenten vieles zu schnell, hätte er sich ein tieferes, umfangreicheres Weiterdenken erwartet.

Ad b) Charismen sind mehr als Innovationsfindung! Natürlich sind viele Charismen mit Kreativität und Erfindungsreichtum verbunden – während das aber bei anderen (Trostspenden …) weniger bis gar nicht im Fokus steht; und die Autorin kennzeichnet ihr Konzept von Charismenorientierung auch als *eine* Möglichkeit (243). Doch ihre Berufung auf die Pluralität des biblischen Charismenbegriffes, die Offenheit des Paulus für seine Umwelt und seine kreative Aneignung des hellenistischen Wortes *charisma* (243 mit Rekurs u. a. auf 131) empfindet der Rezensent doch als recht konstruiert. Und so erscheinen ihm in diesem Kapitel Charismen als ziemlich konstruiert und einseitig unter der Brille „Lösungsenergie“ betrachtet. Das geht nicht wirklich auf: Verräterisch ist allein schon, dass bei den Praxisbeispielen in diesem Kapitel (269–281) nicht von „Charismen“ die Rede ist. Es kommt also in ihren Ausführungen insgesamt nicht ganz zusammen, was die Autorin unter einen Hut zu bringen versucht: Innovation, Charisma/Charismenorientierung und nebenbei auch noch Partizipation. Dass es hier aber Verbindungslinien gibt, die sich auch in der Praxis *in einzelnen Situationen* verknüpfen ließen, sei nicht bestritten.

Formal macht der Band insgesamt einen ordentlichen Eindruck, auch der Umfang des Literaturverzeichnisses ist beachtlich. Redundanzen und kleinere sprachliche und formale Schwächen sind nicht ernsthaft störend, dagegen aber durchaus die benutzerunfreundliche Buchbindung.

Inhaltlich hätte sich der Rezensent zwar gewünscht, die Autorin wäre den begonnenen Denkweg weiter gegangen und hätte Einzelnes differenzierter betrachtet. Dennoch legt Theis hier einen wichtigen Beitrag zu den Themen Charismen und Kirchenentwicklung vor, der hoffentlich zu weiterem Nachdenken und Rezeption in der Praxis ermutigt.

Martin Hochholzer

εὐangel | magazin für missionarische pastoral 3 | 2022

Zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel3-2022_6

Bildnachweis Titelbild:

Martin Hochholzer, KAMP

Download der gesamten Ausgabe als PDF

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:
Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:
Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:
© 2010–2022 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:
Angelika Kamlage, http://www.leidenschaften-leben.de

Titelbild Ausgabe 2/2013:
Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:
Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:
© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:
Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:
AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:
© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via Wikimedia Commons

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2021:
Bru-nO / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2021:
Gina_Janosch / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2021:
Samantha Borges / Unsplash

Titelbild Ausgabe 1/2022:
oleg_mit / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2022:
Connor Hall / Unsplash

Titelbild Ausgabe 3/2022:
Martin Hochholzer, KAMP

Gestaltung

Georgy · Büchner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de